

2. Carolin Emcke: Zeug_innenschaft als unfertiges, bewegliches und zeitoffenes Narrativ

Am 23. Oktober 2016 wurde in der Frankfurter Paulskirche die Philosophin, Publizistin und Autorin Carolin Emcke mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt.¹ Der Börsenverein begründete seine Wahl damit, dass Emcke »mit ihren Büchern, Artikeln und Reden einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Dialog und zum Frieden leistet«, insofern sie in ihren Werken mit »analytischer Empathie [...] an das Vermögen aller Beteiligten [appelliert], zu Verständigung und Austausch zurückzufinden«². Die Begründung leuchtet ein: Emckes Biographie gibt bereit Zeugnis von einer Frau, die sich wort- und tatenreich für Menschen einsetzt, denen Leid, Terror und Unrecht widerfahren. Mit und in ihrer Arbeit und Person überwindet sie Grenzen des Verstehens und überschreitet Schwellen des Unsagbaren. Unermüdlich votiert Emcke für das Ethos der Empathie für die Nächsten und die Anderen, wobei der Nächste nicht selten der Fremde, die Nächste oft die Andere ist. Darüber hinaus scheut die Philosophin nicht davor zurück, gesellschaftliche, kulturelle und religiöse Pathologien beim Namen zu nennen. All das tut sie gleichsam als Ausdruck ihres Verständnisses der Zeug_innenschaft, denn sie ist davon überzeugt, dass die Grenzen des Verstehens durch die Sprache überschreitbar sind – auch wenn und gerade weil diese in sich lückenhaft bleibt. In ihrem Essay »Weiles sagbar ist«. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit hält sie darum programmatisch fest:

»Die Erzählungen aus den Lagern, aus den Gefängnissen, die Geschichten von Folter und Gewalt, von struktureller Entrechtung und Misshandlung, die Berichte von Vergewaltigungen und sexualisierter Gewalt, sie mögen gebrochen sein und unvollständig, sie mögen leise erzählt werden oder gebrüllt, sie mögen poetisch oder nüchtern daherkommen, sie mögen sich aus vielen Stimmen und Perspektiven zusammentragen, jener der Täter und jener der Opfer, der Innenzeugen, der Außenzeugen und ihrer Kinder und Enkel, sie mögen von den Untergangenen erzählen oder den Überlebenden, von der Schuld oder dem Unglück, aber mit all den Brüchen und Lücken formieren sie das bewegliche, unfertige, zeitoffene Narrativ unserer Gesellschaft.« (ZuG 109)

¹ Vgl. für das Folgende auch Käser, Gegen den Hass, 49of.

² Stiftungsrat des Friedenspreises des Deutschen Buchhandel, Der Preisträger.

Der 2013 veröffentlichte Essay, in dem Emcke ihr Verständnis der Zeug_innenschaft philosophisch, sozio-, psycho- und politologisch reflektiert und begründet, ist das Ergebnis der eigenen, biographischen Erfahrung mit dem eigentlich Unbezeugbaren: Nachdem Emcke 1993 mit dem Abschluss Magistra Artium bei Jürgen Habermas ihr Studium der Philosophie, Politik und Geschichte abschloss und 1998 bei Axel Honneth promoviert wurde, war sie von 1998 bis 2006 als Auslandsredakteurin für den *Spiegel* tätig und berichtete aus Kriegs- und Krisengebieten. Als sie nach fast zwei Monaten während des Krieges in Albanien und im Kosovo im Sommer 1999 zurück nach Berlin kommt, weiß sie ihren »Freunden nichts zu erzählen« (VdK 11) und hält fest: »Am Anfang war nur Sprachlosigkeit.« (VdK 11) Die Journalistin fragt sich, wie sie das Erlebte in Worte fassen kann, ohne ihre Freund_innen abzuschrecken. Wie sich die Begegnungen mit der Zerstörung und dem Tod beschreiben lassen. Und wie sie erklären soll, »dass Krieg und Gewalt sich in uns einnisten« (VdK 11). Emcke glaubt, dass das zu erzählen, was ihr in ihrer Tätigkeit als Kriegsreporterin widerfahren ist, über die klassische Berichterstattung hinausgeht und darum Formen braucht, die das Erlebte noch einmal anders erzählen, damit den betroffenen Opfern, von denen sie zeugt, eine Art Gerechtigkeit widerfährt – und damit sich die davon eigentlich Unbetroffenen treffen lassen, nämlich in der Art, dass sie anfangen zuzuhören und davon zu zeugen. Gerade deshalb dürfe ihre Sprachlosigkeit nicht das letzte Wort haben. »Im Versuch, diese Sprachlosigkeit zu überwinden«, schreibt sie,

»ist der erste Brief entstanden, den ich per E-Mail an einen Kreis von vielleicht zwanzig Freunden verschickte. Ich wusste damals nicht, dass aus diesem Bedürfnis, meinen Freunden von dem Krieg und seinen Opfern zu erzählen, nach und nach ein Ritual werden würde: nach jeder eindrucksvollen Reise schrieb ich einen Brief. [...] Anfangs hatte ich kein klares Konzept vor Augen. Ich erzählte einfach von den Reisen, von dem, was mich umtrieb, was mich nicht losließ, ich versuchte, ihre [sc. der Freund_innen] stummen Fragen zu beantworten [...]. Im Lauf der Jahre haben sich [...] bestimmte Themen herauskristallisiert: der Krieg, seine Opfer und der Zeuge.« (VdK 11f.)

Emcke schreibt Briefe. Denn im Briefe-Schreiben kann sie über die klassische Berichterstattung hinausgehen: Sehr persönliche, biographische Passagen mischen sich mit essayistischen Reflexionen und der politische Kommentar wird durch szenische Reportageelemente durchbrochen. Als sich die Philosophin fünf Jahre nach ihrem ersten Brief dazu entscheidet, die Briefe zu veröffentlichen, überlegt sie, diese gerade auch persönliche Anschauung aus den Briefen zu entfernen, denn: »Die Briefe legen Zeugnis ab auch über mich, die Zeugin selbst.« (VdK 13) Sie tut es nicht – und das bewusst. Obwohl all ihre Freund_innen »politisch interessiert und gut informiert [sind], [...] schienen ihnen die Briefe einen besonderen Blick auf die kriegsbedingte Zerstörung an den Rändern der Welt zu ermöglichen« (VdK 13). An den Reaktionen ihrer Freund_innen erkennt Emcke ein Phänomen, von dem Sontag in ihrem Buch *Das Leiden anderer betrachten* schreibt: Menschen, die Tag für Tag von Bildern und Berichten der Gewalt, des Terrors und der Ungerechtigkeit überflutet werden, *sehen* zwar die Grausamkeiten, aber sie *verstehen* sie nicht, weil sie sie nicht »in einen für sie anschaulichen Zusammenhang bringen können«

(VdK 13).³ Sie sehen gleichsam durch die Bilder hindurch.⁴ Das führt letztlich dazu, dass sie den Bildern und Berichten keinen Glauben schenken, sie nicht für *wirklich* halten. Wem die Freund_innen Emckes indes glauben, ist ihr selbst.

»Briefe von einem Zeugen, den man sich vorstellen kann, der auch von sich erzählt, von dem eigenen Umgang mit der Gewalt, von jemandem, der pendelt zwischen den Welten, jemandem, der auch mitteilt, was beschämend ist, was misslingt, was unerträglich ist, [können] unversehens zu einem glaubwürdigen Dokument von den Kriegen und ihren Opfern werden.« (VdK 13)

Im Briefe-Schreiben als einem Überwinden der anfänglichen Sprachlosigkeit erkennt Emcke das glaubwürdige Dokument einer sekundären Zeug_innenschaft, die sexualisierte Gewalt, Krieg und Terror bezeugt. Zeug_innenschaft ist hier nicht nur möglich, sondern auch notwendig: für die Opfer und die Unbetroffenen gleichermaßen. In der Sprache, so ist Emcke überzeugt, lässt sich der eigentliche Hiat zwischen den beiden überwinden. Ihren Essay *Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit* versteht sie denn als »ein Plädoyer für das Erzählen trotz allem« (ZuG 21). Was Emcke darin entwickelt, ist letztlich ein Konzept einer Zeug_innenschaft, das einerseits die sekundären Zeug_innen, Menschen also, die *für andere* zeugen, stets miteinschließt. Andererseits zeigt sich diese Zeug_innenschaft maßgeblich in narrativen Formen, was bedeutet, dass die Sprache der Ausdruck dieser Zeug_innenschaft ist. Beide Aspekte verbinden sich bei Emcke mit einem ethischen Anspruch: Ihr Zeug_innenschafts-Verständnis zielt auf die (Wieder-)Herstellung von Gerechtigkeit. Im Zeugnis der sekundären Zeug_innen soll den Opfern von Unrecht und Gewalt Recht widerfahren. Und im Hören auf die Zeug_innen und im sprachlichen Fassbarmachen des zu Bezeugenden konstituiert sich damit eine gerechte Gesellschaft. Wie diese verschiedenen, aber nicht voneinander getrennten Aspekte der Zeug_innenschaft bei Emcke zusammenhängen, wird im Folgenden anhand ausgewählter Ausschnitte ihres Werkes dargestellt und interpretiert.⁵

3 Vgl. Sontag, *Das Leiden*, insbes. 71–86.

4 Vgl. Emcke, *Willkommen*: »Es gibt verschiedene Arten von Unsichtbarkeit. Manche Menschen werden nicht gesehen, weil sie sich verstecken, manche werden nicht bemerkt, weil sie in Gegenden leben, die man nie besucht, an der Peripherie, und manche Menschen werden nicht gesehen, weil man wegsieht oder durch sie hindurch. Was sichtbar wird, wenn man sich an den Rand begibt und die Umfangslinie abschreitet, sind nicht sie, sondern wir.«

5 Emckes Überlegungen reihen sich ein in die zahlreichen Debatten im Zusammenhang des Zeug_innenschafts-Phänomens, weshalb sie etliche Aspekte beleuchtet, die in dieser Arbeit bereits thematisiert wurden. Die nachfolgende Darstellung und Interpretation ihrer Position erhebt darum keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern wird wiederholt Dinge unberücksichtigt lassen, um Redundanzen zu vermeiden. Die folgende Darstellung und Interpretation setzt also das in dieser Studie bereits Erarbeitete voraus, baut darauf auf und zeigt Emckes spezifischen, die anderen Perspektiven erweiternden Beitrag auf. Dass dabei fast keine Sekundärliteratur zu Emcke zu Wort kommt, ist dem Umstand geschuldet, dass Emcke im *schriftlich-wissenschaftlichen* Diskurs, soweit ich sehe, selten rezipiert wird (s. auch oben I.3). Eine Ausnahme stellt ihre Dissertation *Kollektive Identitäten* dar, auf die hier und da in Anerkennungs-Diskursen verwiesen wird (vgl. etwa Balzer, Spuren, 258–263). Emckes Werk wird indes umso stärker in *gesellschaftlich-öffentlichen* Debatten bemüht. Emcke ist zweifelsohne eine der gefragtesten philosophischen Gesprächspartner_innen (Deutschlands), weil ihre zwar stets philosophisch erörterten und begründeten, aber

2.1. Vom gemeinsamen Auffinden und Überschreiten der Schwellen des Sagbaren: das Ethos des Erzählens

Auch Emckes Essay beginnt mit der von Anna Achmatowa beschriebenen Szene des Schlangestehens vor den Gefängnissen von Leningrad:⁶ von der Frau mit den blauen Lippen, die Achmatowa fragt, ob sie »dies«⁷ beschreiben könne, und Achmatowas anschließendem Versprechen, davon zu zeugen. Dabei interessiert Emcke, was das »dies« zu einem sprachlichen Problem macht, warum es unsäglich ist und darum auch nicht beim Namen genannt, sondern als »dies« in eine sprachliche Hülle gefasst wird. Emcke irritiert, dass die Frau mit den blauen Lippen ihre Erlebnisse nicht selbst in Worte fassen kann: »Ist etwas dem Unrecht oder Leid zu eigen, das sich nicht darstellen lässt? Lähmt Gewalt [...] jene, die sie erfahren?« (ZuG 14) In der Tat gehen Emckes Überlegungen zum Begriff und dem Phänomen der Zeug_innenschaft von vornherein davon aus, dass bestimmte Erlebnisse nicht nur die Möglichkeit begrenzen, sie zu bezeugen, sondern auch das Vermögen, sie überhaupt erfassen zu können. Das hängt für Emcke damit zusammen, dass extremes Unrecht und Gewalt eine »Anomalie« darstellen, insofern sie »jeder unversehrten Welterfahrung« (ZuG 14) widersprechen. Ihr Zeug_innenschafts-Verständnis fokussiert denn explizit auf »extreme[] Erfahrungen mit Entrechtung und Gewalt« (ZuG 23):

»Sie [sc. die Erlebnisse von extremem Unrecht und von Gewalt] brechen ein in das Leben von Menschen, die nicht begreifen können, was ihnen da geschieht. Das Erlebnis scheint entkoppelt von allem, was vorher geschah, es reiht sich nicht ein in die eigene Geschichte, in das Verhältnis dessen, was und wer man selbst einmal war und wer die anderen waren. Und das Erlebnis scheint entkoppelt von allem, was geschehen sollte, es passt nicht zu der eigenen moralischen Erwartung, zu dem, was und wer andere sein sollten.« (ZuG 14)

Die paradoxe Situation von extremem Unrecht und Gewalt versteht Emcke sodann als eine zweifach gerichtete: Das Paradox zeigt sich im Blick *nach hinten*, das bedeutet im Hinblick auf die *Vergangenheit*, insofern das Widerfahrene mit der gewohnten Kontinuität

in einer »allgemeinverständlichen« Sprache formulierten Werke auf zeitgenössische Phänomene in Kultur, Politik und Religion fokussieren. In meiner Darstellung und Interpretation von Emckes Position lasse ich, nicht aus inhaltlichen, sondern pragmatischen Gründen, ihre Beiträge im Rahmen des Streitraumes unberücksichtigt. Der Streitraum ist eine Diskussionsveranstaltung an der Schaubühne Berlin, die seit der Spielzeit 2004/2005 von Emcke kuratiert und moderiert wird. Dabei tritt sie ins Gespräch mit Wissenschaftler_innen, Autor_innen, Künstler_innen, Politiker_innen und anderen Personen des öffentlichen Lebens.

- 6 S. oben II.1. Vgl. Finkelstein, Global, 326, die Emckes Zentralstellung dieses Zeugnisses damit begründet, dass »unlike Holocausts survivors, who mainly described their own fates, the Russian poet shows how one may speak for others«.
- 7 Emcke (ZuG 209, Anm. 1) verweist auch auf Sarah Kofmans Autobiografie, in der diese gleich zu Beginn über ihre eigene Sprachlosigkeit reflektiert und schreibt: »Vielleicht waren meine zahlreichen Bücher Umwege, die nötig waren, um endlich > dies < erzählen zu können.« (Kofmann, Rue Ordener, 9, Hervorhebung MK.) S. dazu unten II.5.4. und III.1.

eigenen Lebens bricht. Und das Paradox weist *nach vorne*, d.h. in die *Zukunft*, wo die ge-glaubte und erhoffte Kontinuität der Diskontinuität des Widerfahrnisses widerspricht. Dieses zweifach gerichtete Paradox wird außerdem durch einen zweifachen Bruch in der *Gegenwart* potenziert. Emcke versteht die zweifach paradox gerichtete Situation der Zeug_innenschaft als »zivilisatorische[n] Bruch [...] durch verschiedene Schichten« (ZuG 14f.): Die Diskontinuität der Gegenwart im Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft erschüttert nicht nur die Beziehung des Opfers zu sich selbst, also *nach innen*. Sondern sie führt auch zu einem Riss der Beziehung des Opfers zur Welt, d.h. *nach außen*. »Diese normative Störung vertieft den Riss zwischen innerhalb und außerhalb der Zone der Gewalt, zwischen Betroffenen und Außenstehenden.« (ZuG 15) Die Situation extremen Unrechts und von Gewalt, die nach hinten, nach vorne, nach innen und nach außen Paradoxien zutage fördert, verweist für Emcke darauf, dass Zeug_innenschaft allem voran ein *sprachliches* Problem ist. Denn die Widerfahrnisse erscheinen Opfern als nicht bezeugbar, weil sie sie selbst nicht verstehen. Und die Widerfahrnisse erscheinen Unbetroffenen nicht vermittelbar, »weil sie die, die sie durchleiden, absondern von denen, die verschont wurden« (ZuG 15).

Als Emcke »vor ungefähr zwanzig Jahren« jene genannten Zeilen von Achmatowa las, war es darum immer dieser Zusammenhang von Sprachlosigkeit und Gewalt, der sie umtrieb und nicht losließ. Doch:

»Zwischen der Leserin von damals und der von heute liegen vierzehn Jahre, die ich reisend und zuhörend als Reporterin in Kriegs- und Krisengebieten verbracht habe. [...] Vierzehn Jahre, in denen ich vor Frauen mit blauen Lippen saß und vor erstarren Männern, in Flüchtlingslagern oder Verstecken, in Gefängnissen oder Wellblechhütten, am Wegesrand oder auf den Ladeflächen von Traktoranhängern, eingesperrt oder ausgesperrt, vertrieben oder verloren, und versuchte zu verstehen, was ihnen widerfahren war.« (ZuG 18)

In ihrer Rolle als Kriegsreporterin macht Emcke die Erfahrung, dass Menschen nicht einfach nur »dies« sagen können, weil Emcke die Erlebnisse der Opfer nicht teilt. Sie bleibt, auch nach vielen Jahren der journalistischen Arbeit in Krisengebieten, in denen sie Zeugin von sexualisierter Gewalt, Krieg und Terror wurde, eine Fremde. Dabei blieb ihr die Geschichte von Achmatowa immer in Erinnerung. »Aber erst heute, nach all diesen Reisen, [...] fällt mir der Teil der Geschichte auf, dem ich früher keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte: das ›Ja‹.« (ZuG 19) Erst durch die eigene Erfahrung, sekundäre Zeugin des eigentlich Unbezeugbaren zu sein, erkennt Emcke das Gewicht des kleinsten, aber damit größten Wortes dieser von Achmatowa beschriebenen Szene: Ja. Heute, »mit dem Wissen auch um die ethische Last der Zeugenschaft«⁸, nämlich die Angst, »dies« nicht angemessen in Worte fassen zu können, erstaunt Emcke »das selbstbewusste ›Ja‹« (ZuG 20). Ihr Konzept der Zeug_innenschaft will darum ein Doppeltes: Es will einerseits »die Schwellen des Erzählbaren [...] lokalisieren« (ZuG 20). Es will gleichsam die Frage der Frau mit den blauen Lippen, die Zweifel also an dem, was sich verstehen und beschreiben

8 Vgl. VdK 18: »Das ist die Last des Zeugen, stets mit einem Gefühl des Unangemessenen, der Leere zurückzubleiben, weil selbst der akkurateste Bericht die Trostlosigkeit des Gesehenen nicht einzufangen vermag.«

lässt, ergründen. Und andererseits will Emckes Zeug_innenschafts-Verständnis »eben-diese Schwellen als – gemeinsam – überschreitbar [...] behaupten« (ZuG 20), will an der Antwort Achmatowas, dem Versprechen des Ja, festhalten.⁹ Kurzum: Zeug_innenschaft ist ein »Ethos des Erzählens füreinander« (ZuG 21). Dieses *Füreinander*, das Postulieren, dass die Schwellen nur *gemeinsam* überschreitbar sind, steht für Emckes spezifischen Beitrag zur Debatte im Kontext der Krise der Zeug_innenschaft.¹⁰

Emcke moniert, dass das Dilemma der Zeug_innenschaft von Weiterlebenden zuweilen ausschließlich als psychisches Problem traumatisierter Personen thematisiert wird. Durch das aufkommende Forschungsinteresse an Traumata verschiebt sich damit »der Fokus von der verstörenden Gewalt hin zu dem traumatisierten Opfer der Gewalt« (ZuG 23). Diese Verschiebung führt dazu, dass nicht mehr Strukturen und Praktiken, die Gewalt fördern und zur Entrechtung von Menschen führen, im Fokus stehen, sondern die Menschen, die diesen unterworfen sind. Dass dieser Fokus gerechtfertigt und wichtig ist, weil sie Zeug_innen ihr Weiterleben nach extremen Widerfahrnissen überhaupt ermöglicht, stellt Emcke nicht infrage. Doch sie kritisiert, dass damit letztlich jene aus der Verantwortung gezogen werden, die überhaupt verursacht und/oder zugelassen haben, dass Menschen solches Unrecht widerfährt.¹¹ Nur eine Zeug_innenschaft, die

-
- 9 Bei Emcke verbinden sich mit dieser Positionalität – die Schwellen des Erzählbaren zu lokalisieren und sie gleichwohl als überschreitbar zu verstehen – zwei grundsätzliche Kritiken an Zeug_innenschafts-Verständnissen, die bereits thematisch wurden: die Augenzeug_innenschaft (s. oben II.5.1) und der Unsagbarkeits-Topos (s. oben II.3.1.). Die Kritik am Konzept der Augenzeug_innenschaft ist bei Emcke medienkritisch zugespielt: »In digitalen, bildlastigen Zeiten, in denen es selbstverständlich scheint, das Erlebte festzuhalten und mitzuteilen, noch bevor es eigentlich erfahren ist, ob es sich um den Bürgerkrieg in Syrien, den arabischen Frühling oder den Börsengang von Facebook handelt, droht die selbstkritische Skepsis, ob es auch Erlebnisse gibt, die sich nicht gar so leicht erzählen lassen, zu verschwinden.« (ZuG 21.) In der Vorstellung des »Unbeschreiblichen« oder »Unaussprechlichen« erkennt Emcke nicht nur »eine gewisse hermeneutische Faulheit [...], die gehörig irritiert«, sondern die Philosophin kritisiert, dass der Unsagbarkeitstpos letztlich dazu führt, »dass Unrecht und Gewalt unfreiwillig sakralisiert werden« (a.a.O., 21). Letzteres verdankt sich Emckes Auseinandersetzung mit LaCapra. Vgl. besonders pointiert ders., Writing History, 93: »A [...] consequence of the notion of the unrepresentable excess in traumatic limit events is that it may lead to a construction of these events in terms of an unsufficiently differentiated, rashly generalized, hyperbolic aesthetic of the sublime or even a (positive or negative) sacralisation of the event.«
 - 10 Damit entscheidet sich Emcke bewusst, Fragen nach der epistemischen Autorität von Zeug_innenschaft ebenso außen vor zu lassen wie die Suche nach einer angemessenen Begrifflichkeit unterschiedlicher Arten von Zeug_innen. Vgl. ZuG 22f.: »Mich beschäftigen weniger die religiösen oder juristischen Kontroversen um Zeugenschaft. Die damit verbundenen Fragen nach der epistemischen Autorität der Zeugenschaft, also: ob Zweifel an den Aussagen von Zeuginnen und Zeugen angebracht wären und ob ihnen überhaupt der Anspruch auf Wahrheit innewohnt, werden hier vernachlässigt. [...] Die erkenntnistheoretischen Debatten um Zeugenschaft als Wissensvermittlung sind wichtig, und letztlich [...] auch nicht von der ethisch-politischen Frage der Zeugenschaft gänzlich zu entkoppeln. [...] Gleichwohl treten sie hier zurück. Es ist ein sehr schmaler Ausschnitt aus den möglichen und nötigen Perspektiven auf Zeugenschaft, um den es hier gehen wird: Zeugenschaft von extremen Erfahrungen mit Entrechtung und Gewalt.«
 - 11 Vgl. dazu auch Emcke, Böses, wo sie dieses Problem noch viel stärker auf die Rezipient_innen, die Menschen also, die Zeug_innen davon werden, anwendet und nachweist, dass Vergehen und Verbrechen nicht nur ein moralisches, sondern auch ein kognitives Problem darstellen: »Sie wollen

diesen Aspekt berücksichtigt, trägt gemäß Emcke heute dazu bei, dass solche Ereignisse proaktiv zu verhindern gesucht werden, weil eine so verstandene Zeug_innenschaft an die Sensibilität sowie soziale und gesellschaftliche Verantwortlichkeit der sekundären Zeug_innen appelliert:

»Mir scheint in der ausschließlichen Betonung des beschädigten Opfers die Gefahr zu liegen, die moralisch-hermeneutische Aufgabe der Zeugenschaft zu ignorieren. Die Erfahrung extremer Entrechtung und Gewalt [...] stellt auch eine Vielzahl an normativen Problemen einer sozialen Gemeinschaft dar, die einen solchen zivilisatorischen Bruch zugelassen hat. Wie von diesen Erfahrungen zu erzählen sei, ist – in dieser Perspektive – nicht nur eine subjektive Frage der Überlebenden, sondern eine kollektive Frage aller, die nachfragen und beobachten, aller, die zuhören oder weitererzählen wollen, es ist die kollektive Aufgabe einer Gemeinschaft, die sich an Gerechtigkeit orientiert.« (ZuG 23f.)

Dass Emcke diese Aufgabe ins Zentrum ihrer Überlegungen zum Phänomen der Zeug_innenschaft stellt, hängt damit zusammen, dass diese umso mehr wächst, »wenn die Generation der Zeuginnen und Zeugen langsam stirbt« (ZuG 24). Emcke setzt mit ihrem Konzept also bereits am Ort der sekundären Zeug_innenschaft an. Diese ist indes, wie bei Lévinas, den Anderen geschuldet: Das *Ethos* des Erzählbaren meint, dass die Frage der Frau mit den blauen Lippen an ein Kollektiv gestellt ist und dieses dadurch zur Rechenschaft gezogen wird, jenes »dies«, wenn auch lücken-, gar fehlerhaft und damit allemal gebrochen, fassbar zu machen. Das Erzählen von »dies« hängt an den von Zuhörenden geschaffenen Bedingungen, die Zeug_innen das Erzählen ermöglichen – oder gegebenenfalls verunmöglichen.¹² Emcke interessiert, wie die Zeug_innen »selbst ›dies‹ beschreiben, wie sie selbst das Verstörende an Grenzsituationen ausloten und ob es wirklich ihre erzählerische Kompetenz versehrt – oder nicht vielmehr deren Voraussetzung: das Vertrauen in einen anderen« (ZuG 29).

In ihrem Brief, den Emcke nach ihrer Zeit in Albanien und dem Kosovo im Juli 1999 schreibt, berichtet sie davon, dass sie seit ihrer Rückkehr immer wieder gefragt wird: »Wie verarbeitet man das Erlebte? Wie wird man damit fertig?« Und ihre Antwort lautet: »Gar nicht. Manche Eindrücke lassen sich nicht ›verarbeiten‹.« (VdK 19) Doch der Brief endet nicht an dieser Stelle, sondern er *erzählt* von dem, was sich nicht verarbeiten lässt: Vom siebzehnjährigen Kosovo-albanischen Mädchen, das von einem Heckenschützen angeschossen wurde und in wenigen Stunden sterben wird, weil »die serbischen Truppen [...] den einzigen Krankenwagen für ihre Flucht [...] gestohlen« (VdK 20) hatten. Vom verkohlten Rücken eines toten Kosovo-Albaners, dem Arme und Beine fehlten – »vielleicht hatte man sie ihm abgeschnitten, vielleicht waren sie völlig verbrannt, vielleicht waren auch die Hunde schuld« (VdK 20). Von unzähligen kopflosen Leichen, von abgetrennten, verstümmelten Körperteilen und verrenkten Leibern, »die man gefesselt hinter einem Lastwagen hergeschleift hatte« (VdK 20). Und von einer männlichen

nicht verstanden werden, weil sie sich nicht einreihen lassen in die eingeübte Erwartung an die Welt und an andere Menschen. Sie müssen Unverständnis erzeugen.«

12 Vgl. ebd.

Leiche und der »Vielzahl von Parasiten«, die sich »ungestört durch den Rest des Menschen« (VdK 21) fressen.

Gleichsam zwischen die Bilder mischen sich die Gespräche, die Emcke und ihr Team mit den Vertriebenen, den (noch) Lebenden führen: In »den behelfsmäßigen Unterständen oder im Freien [hatten wir] auf der Erde gesessen und ihnen zugehört: Wie ihre Ehemänner und Söhne ums Leben gekommen waren, was sie vor Beginn der Krise getan hatten, wo sie gewohnt hatten, wie sie geflohen waren« (VdK 22f.). In ihrer Rolle als Reporterin macht Emcke unzählige Erfahrungen mit »Frauen mit blauen Lippen« – im Wissen, dass sich »dies« nicht verarbeiten, jedoch erzählen lässt.

In einem anderen Brief, in dem Emcke von ihren Erfahrungen als Journalistin im Krieg in Afghanistan schreibt, reflektiert sie auf dieses Moment und erzählt von Mariam, die im Flüchtlingslager Cherat zu ihr sagt: »Du hast Sprache, du kannst schreiben« (VdK 204). In ihrer Arbeit bittet Emcke nie jemand um praktische Hilfe. »Niemand glaubte, ich als Journalistin könnte an ihrer Lage in den Gefängnissen, den Krankenhäusern, den Flüchtlingslagern oder Frontgebieten etwas ändern.« (VdK 204) Doch immer wieder fragen sie Menschen: »Werden Sie das aufschreiben?« »Werden Sie der Welt berichten, was hier geschieht?« (VdK 204) In Mariams »Du hast Sprache, du kannst schreiben«, ihrem »Erzählt es ihnen« (VdK 205), zeigt sich Emckes Ethos des Erzählens, das mitunter imperativisch ist. Denn die privilegierte Situation der Journalistin, nicht nur mit den Opfern zu sprechen, Zeugin zu sein und ihnen zuzuhören, sondern auch Sprache zu haben, holt die Opfer »aus der Zone des Schweigens, der Ignoranz der Brandmarkung« (VdK 204). Sprache zu haben, eröffnet die Möglichkeit des Verstehens.¹³ Diese Zeug_innenschaft »bestätigt ihnen, dass sie in der gleichen Welt leben wie ›wir‹« (VdK 204). Und darum erzählt Emcke von den Opfern in Albanien und dem Kosovo – weil sie ihnen dieses Wenige an »Hilfe« gleichsam schuldig ist, weil sie Teil dieser Welt ist, die diese Menschen zu Opfern gemacht hat.

Als das Friedensabkommen unterzeichnet wurde und anschließend die NATO-Truppen in den Kosovo einrückten, so erzählt Emcke, »wussten wir genau, wohin wir fahren mussten und was uns dort erwartete. Wir hatten eine Landkarte des Tötens im Kopf, bevor wir an die Orte selbst kamen« (VdK 23). Doch anders als die Reporter_innen, die erst dann nach Albanien und Mazedonien flogen, standen Emcke und ihr Team nun »nicht einfach beziehungslos vor den Leichen alter Menschen [...]. [...] [W]ir [...] kannten bei manchen Toten die zugehörige Geschichte, ihren Namen und ihr Alter, wir wussten, ob Ehefrau oder Tochter in einem Lager jenseits der Grenze überlebt hatten oder verschollen waren. Ich konnte mir die Leichen vor meinen Augen als Väter und Brüder vorstellen, als Bauern auf dem Feld, als Schriftsteller. [...] Abstand ließ sich damit nicht gewinnen. Aber es war gleichwohl auch versöhnlich: sich an den wirklichen Menschen zu erinnern, [...] jedem dieser stinkenden, gesichtslosen Knochen wieder einen Namen zu geben; sich nicht angewidert abzuwenden« (VdK 23).

¹³ Vgl. Emcke, Journal, 66: »[J]ede Möglichkeit des Verstehens, jede Möglichkeit der Zeugenschaft, jede Möglichkeit der Hinwendung zu anderen zu bestreiten, das wäre eine Absage an die Vorstellungskraft, eine Absage an die Empathie, eine Verweigerung der Universalität. Das wäre nichts als radikale Egozentrik. Es wäre bequem, weil es alle Anstrengung, mit und für andere zu denken, von vornherein für obsolet erklärt.«

Doch wie klingt dieses »dies«, das Opfer von extremem Unrecht und Gewalt nicht nur verstört zurücklässt, sondern »das eigene Leben unterbricht, in ein Vorher und Nachher einteilt« (ZuG 31)? Wie manifestieren sich solche Erschütterungen in der narrativen Sprache?¹⁴

2.2. Die »neuen Schuhe« und der »frisch gebrühte Kaffee« – narrative Erschütterungen als Ausdruck der Versehrung des Vertrauens in Andere und in die bekannte Welt

Menschen können Dissens oder Unrecht so lange in ihr Verhältnis zur Welt integrieren, als solche Erfahrungen vereinzelt auftreten. Es ist das nur partielle Auftreten von Verunsicherungen in einer sozialen Welt, das gleichwohl ein Leben in einer gemeinsam geteilten Lebenswelt möglich macht, weil »nicht ununterbrochen alles gleichzeitig problematisiert werden muss« (ZuG 36).¹⁵ Anders ist dies in extremen Grenzsituationen: Wie gezeigt, führen solche bei den von ihnen Betroffenen zum Verlust kognitiver Sicherheit. Die Erfahrungen brechen mit den bekannten Wirklichkeitsvorstellungen, lassen die Opfer verstört und ohne Halt zurück – sie fallen regelrecht aus der Welt¹⁶. Auch Emcke knüpft an die Erkenntnis der Traumaforschungen an, dass der Kern des Traumas darin besteht, das in Extremsituationen Erlebte nicht einordnen zu können. Dass also nicht der Inhalt der Erfahrung für das Trauma verantwortlich ist, sondern die Tatsache, dass es sich von früheren Erlebnissen abkoppelt.¹⁷ Doch Emcke interessiert in der Folge vor allem das *Wie* dieser Entkoppelung, d.h.: *Wie* erzählen Opfer von ihrem Trauma – aber auch: *wie schweigen sie davon?* Zur Ergründung dieses *Wie* zieht Emcke verschiedene Stimmen und unterschiedliche Textgattungen heran. Dabei geht es ihr »nicht um eine Vereinheitlichung des Leids oder eine Relativierung von Gewaltphänomenen, sondern um den Versuch, die Verstörungen, die sie in den Menschen auslösen, zu verstehen« (ZuG 31).¹⁸

Gerade weil durch das Trauma jegliche Kontinuität zerschlagen wird, lässt sich beobachten, dass Opfer von Gewalt und Willkür versuchen, diese auf eine Art und Weise gleichwohl wiederherzustellen. Das Problem der Zeug_innenschaft zeigt sich denn für Emcke nicht nur darin, dass Zeug_innen zu erschüttert sind, das ihnen Widerfahrene zu bezeugen, sondern »am Anfang [steht] gerade die intakte Person dem Verstehen der erschütterten Verhältnisse im Weg« (ZuG 37). Zur Begründung dafür zieht Emcke unter an-

14 Vgl. ZuG 37.

15 Vgl. Habermas, Handlungen, 88–90.

16 Vgl. Reemtsma, Im Keller, 72. Auch Herta Müller spricht vom »Sturz [...] aus der Welt«, der über Oskar Pastior am ersten Tag im sowjetischen Lager hereinbrach (dies., Lebensangst, 17).

17 Vgl. Baer, Traumadeutung, 20.

18 Auch Emcke setzt beim Extremfall Shoah an und beschäftigt sich dabei vor allem mit Zeugnissen von Charlotte Delbo und Primo Levi (vgl. ZuG 31–36). Anhand ihrer Zeugnisse erkennt Emcke die Situation der Zeug_innenschaft als eine Situation des Unverstehens, weist also jenen genannten Aspekt der Traumaforschung nach, demzufolge das Trauma dazu führt, die Extremsituation erst gar nicht erfassen zu können.

derem zwei eigene Erfahrungen heran: Sie erzählt von Adem¹⁹, einem Kosovo-Albaner, der in den 1990er Jahren deportiert und gefoltert wurde. Und von Joe, einem Ingenieur, der am 11. September 2001 im *South Tower* des *World Trade Centers* war, als ein terroristischer Anschlag die New Yorker *Twin Towers* zum Einsturz brachte.²⁰

Adem beginnt seine Geschichte der Misshandlung, Ausstoßung und Gewalt mit dem Satz »Und ich hatte mir nagelneue Schuhe gekauft« (*ZuG* 37). Und als hätte die Reporterin, Emcke, nicht genau hingehört, wiederholt er: »Ich hatte ganz neue Schuhe. Und sie waren teuer.« (*ZuG* 38) Wie ein loser Faden, der sich nicht in den Rest der Erzählung einzubetten scheint, steht am Anfang von Adems Zeugnis dieser Satz: »Und ich hatte mir nagelneue Schuhe gekauft.« Danach spricht er leise weiter und erzählt, wie er aus der gesamtjugoslawischen Armee desertiert sei, wie er als Soldat hätte Verbrechen begangen müssen, wie er schließlich in Deutschland landete und trotz der Hinweise auf seine Gefährdung im eigenen Land ausgewiesen, von einer Baracke, einem Flüchtlingsheim zum nächsten verfrachtet wurde und letztlich in Jugoslawien landete. Punkt. Dann fährt er fort: »Meine Frau hat meine Reisetasche gepackt.« Und Emcke vermerkt: »Wieder so ein Satz wie halbabgerissener Holzspan, der hervorsticht aus der Oberfläche.« (*ZuG* 39) Adem trinkt einen Schluck aus seiner Mokkatasse und fährt fort, als würde sich der Satz wie alle anderen Sätze in das Erzählte einfügen. Er berichtet, wie die Dokumente seines Asylverfahrens, die ihn in Deutschland eigentlich vor politischer Verfolgung und Folter hätten schützen sollen, zum Anlass für Misshandlung wurden, weil sie ihn als Dissidenten und Deserteur auswiesen. Adem erzählt, wie er in Priština ankommt. Dann stockt Adem. Und er beginnt seine Geschichte wieder von vorne zu erzählen. »Und ich hatte mir nagelneue Schuhe gekauft.« Noch einmal erzählt Adem seine Geschichte, die wieder in Priština endet. Er setzt ein drittes Mal an, indem er die »100 Mark teuren« (*ZuG* 40) Schuhe erwähnt. Wieder die gleiche Geschichte. Und wieder das gleiche Ende in Priština. Am Ort der Misshandlung springt seine Erzählung wie »eine Nadel auf einer verkratzten Vinyl-Schallplatte [...] aus der Spur« (*ZuG* 40).²¹ Das, was nach der Ankunft geschieht: die Schläge, die Verletzungen und die Schmerzen, scheinen nicht sagbar. Als müsste er Anlauf nehmen, wie Emcke Adems Erzählverhalten deutet, landet Adem erst beim vierten Mal und mit nur einem Satz bei den Misshandlungen:

»In einem Schnellverfahren habe ihm die serbische Regierung die Staatsangehörigkeit entzogen, erzählte Adem, bevor sie ihn schließlich geschlagen, gedemütigt, malträtiert in eine Maschine zurück nach Deutschland gesetzt hätten. Da landete er [...] mit zerrissenem Hemd, blutverschmiert und mit geschwollenem Gesicht und Körper am Düsseldorfer Flughafen – an den Füßen nur mehr Socken. Die Schuhe, so Adem, hatten ihm die Folterknechte in der gerade verlorenen Heimat entwendet. ›Und ich hatte mir

¹⁹ Name von Emcke geändert.

²⁰ Zu Emckes Reflexionen ihrer Berichterstattung von 9/11 vgl. ausführlicher *VdK* 161–171.

²¹ Vgl. Emcke, Willkommen. In dieser Reportage erzählt Emcke von Ghayeb Youssouf, einem aus Syrien nach Deutschland Geflüchteten, der ähnlich wie Adem in seinem Erzählen seiner Geschichte immer wieder von vorne beginnt. »Acht Mal bin ich fast gestorben, aber ich wollte nicht aufgeben, bis ich in Deutschland war«, sagt Ghayeb. Und schließlich: »Jetzt bin ich hier, jetzt kann ich auch sterben.« (A.a.O.)

nagelneue Schuhe gekauft, die waren teuer.« Das war er auf einmal wieder, der verlorene Faden, und nun fügte er sich ein in die Schnur einer sinnhaften Geschichte.« (ZuG 40f.)

Joe steht mitten im Tumult in Downtown Manhattan. Sein rechtes Ohr blutet. »Ich bin um 8 Uhr 30 ins Büro gekommen. Ich habe mir einen Kaffee geholt [...], dann fühlte es sich plötzlich wie ein Erdbeben an [...].« (ZuG 43) Mit diesen Worten beginnt Joe sein Zeugnis der Terroranschläge 9/11 gegenüber Emcke. In der Folge erzählt er davon, wie er vom Fenster aus Gebäudeteile durch die Luft fliegen sah. Dass er sich im 72. Stock befand und wie er und seine Kolleg_innen das Gebäude so schnell wie möglich räumen wollten. Er berichtet von der Ewigkeit, die es gedauert hätte, bis sie endlich unten waren, und dass es schließlich einen unglaublichen Knall gab, das Gebäude bebte, aber sie immer noch drinnen waren. Joe fährt fort und erzählt, dass er nichts mehr sehen konnte, dass alles in Farbe getaucht wurde, in »dieses klebrige Weiß, wie nach einem Vulkanausbruch« (ZuG 44). Irgendwann sei er gestürzt. Daran erinnern kann er sich nicht, er hätte nur das Blut an seinen Knien gesehen. Er erwähnt, dass er dreizehn Jahre schon in dem Gebäude gearbeitet hat. Dann stockt er. Zögert. Und sagt schließlich: »Mein Kaffee, der muss noch auf dem Schreibtisch stehen ... doch ... mein Kaffee, den ich frisch gebrüht hatte ... ich hab ihn vergessen ... den gibt es jetzt nicht mehr.« (ZuG 44) Der frisch gebrühte Kaffee steht wie ein Fremdkörper im Narrativ von Joes Zeugnis. Das Eintreffen im Büro dient der zeitlichen Orientierung und die nachfolgenden Informationen geben Auskunft über die dramatische Flucht aus dem zuerst noch verschonten südlichen Turm. Doch der frisch gebrühte Kaffee erhält erst mit dem Schluss der Erzählung seine Bedeutung: »Den gibt es jetzt nicht mehr.²²

Sowohl Adems neue Schuhe als auch Joes frisch gebrühter Kaffee sind für Emcke »symptomatisch für die Verstörungen traumatischer Erfahrungen« (ZuG 41). Im »Erzählen über Umwege²³ sind sie narrative Formen dafür, wie die eigentliche vertraute Wirklichkeit zerbricht und das Widerfahrene dazu führt, dass jene Wirklichkeit dem Bewusstsein gleichsam hinterherhinkt. »Einmal im Strudel solch dramatischer Prozesse, hält die Sprache fest an der gerade verlorenen Welt.« (ZuG 41) Die neuen Schuhe und der frisch gebrühte Kaffee stehen für eine Welt, die es nicht mehr gibt. Und insofern sind es Sätze, »die aus der Zeit gefallen sind« (ZuG 41).²⁴ Aber die Welt, die es nicht mehr gibt, ist die Welt, an der die beiden Zeugen nicht nur trotz, sondern gerade auch wegen des traumatischen Widerfahrnisses festhalten: Die Sätze, Gedanken und Worte, die sich dem Narrativ des Zeugnisses auf den ersten Blick widersetzen, versteht Emcke als »Zeichen für die Verfasstheit einer Person« (ZuG 41). Die beiden Zeugen wehren sich – wenn auch unbewusst – in ihren neuen Rollen, in der neuen Welt anzukommen. Und das allem voran auf der Ebene der Sprache. Adem, der verwahrlost und blutüberströmt, ohne Papiere und ohne Schuhe zurück in Düsseldorf, seiner alten Welt, landet, hält

²² Vgl. auch VdK 167, wo Emcke erwähnt, dass Joe davon spricht, sein Zeitgefühl verloren zu haben, und schließlich sagt: »[...]rgendwann zwischen heute Morgen und der Ewigkeit ist meine Uhr verschwunden.«

²³ Weber-Guskar, Würde, 151.

²⁴ Vgl. David Grossmanns Buch mit dem gleichnamigen Titel *Aus der Zeit fallen*, in dem er den Tod seines Sohnes beim Militär verarbeitet. Das Buch ist gleichsam als antike Tragödie gestaltet.

am eigenen Bild seiner Person fest: nämlich ein Mensch zu sein, der sich »nagelneue Schuhe für 100 Mark« kaufen konnte. Er hält an seiner »narrativen Identität«, seinem »Geschichten-Ich«²⁵ fest. »Der an die Schuhe geknüpfte Status wäre für Adem zwei Wochen vorher vermutlich nicht erwähnenswert gewesen. Erst in dem Augenblick, da die Wertgegenstände verloren sind, erhalten sie ihren symbolischen Wert.« (ZuG 41) Und auch Joes frisch gebrühter Kaffee steht für die gerade verlorene eigene Vergangenheit, die Sicherheit geben könnte, weil diese durch das traumatische Erlebnis abhandengekommen ist, gleichsam zerstört wurde. An solch winzigen Details lässt »sich die Tiefe eines psychischen Schocks ausloten« (ZuG 44).

Für Emcke stehen diese narrativen Erschütterungen, diese narrativen Fetzen, die sich nur angeblich nicht in das große Narrativ des Zeugnisses integrieren lassen, folglich für zweierlei: *Einerseits* zeigt sich darin »die Art, in der Opfer solcher Angriffe auf die eigene Integrität zunächst mit Zweifel reagieren« (ZuG 44). Und *andererseits* zeigt sich in den narrativen Erschütterungen der Opfer »die Art, in der sie versuchen, sich an Begriffe oder Bilder zu klammern, die ihnen Sinnbild für ihre eigene Vergangenheit bedeuten« (ZuG 44). Das mit dem Trauma verbundene Fallen aus der Welt ist in beiden Fällen ein Fallen aus der Zeit:²⁶ Die Zeug_innen des Widerfahrnisses können (oder wollen) sich nicht mit der Gegenwart in Verbindung bringen. Sie können, wollen oder müssen sich gleichsam davon entkoppeln. Diese Entkoppelung wird dann möglich, wenn die Zeug_innen narrative Brüche herstellen, »die in die eigene noch unbeschädigte Vergangenheit zurückreichen« (ZuG 42). Das aber bedeutet, und darauf will Emcke hinaus, dass diese Verwirrung der Zeug_innen, die sich in narrativen Brüchen zeigt, »als Reaktion auf Ausnahmesituationen eher Ausdruck einer *unversehrten Person*« (ZuG 45) ist. Pointiert hält Emcke fest:

»Wer anfangs nichts begreift, wer nicht beschreiben kann, was ihm widerfährt in dieser beschädigten Welt, der ist noch nicht beschädigt. Vorschnell, wer Betroffene in solchen Phasen einfach pathologisieren will. Fahrlässig, wer das Problem am Opfer, nicht an den Umständen festmachen will. Zunächst wird das Verhältnis des Ichs zur Welt zerstört. Erst danach kommt jene Verstörung über die Person hinzu, zu der man durch diese Umwelt wird.« (ZuG 45)

Das ist der Grund, warum Emcke in ihrem Zeug_innenschafts-Verständnis die Versehrung des Vertrauens in Andere und in die bekannte Welt der Versehrung der erzählenden Person voranstellt. Die Erzählungen von Adem und Joe machen deutlich, dass Zeug_innen das Verstörende an Grenzsituationen durchaus narrativ ausloten. Wer diese Auslotung jedoch nicht hört und zu verstehen versucht, verkennt das *Ethos* des Erzählens und nimmt damit gerade nicht die Rolle der sekundären Zeug_innen ein. Eine sekundäre Zeug_innenschaft, die Menschen, die Zeug_innen von extremem Unrecht und Ge-

²⁵ Lucius-Hoene/Deppermann, Rekonstruktion, 47.52f.

²⁶ Vgl. Helfferich, Qualitative Einzelinterviews, 135f.: »Die Erzählung [von Opfern von Gewalt, MK] kann so sowohl der Verdrängung als auch der Reorganisation der Erfahrung dienen. Sprache strukturiert und linearisiert zudem Erinnerungen und bringt sie so in eine temporale Ordnung. Die selbstreflexive Funktion von Erzählen liegt in der Selbstvergewisserung, die gerade die von Kontingenzen- und Überwältigungserfahrungen aufgeworfene Frage nach Sinnhaftigkeit beantworten, Erklärungen finden und Ursachen wissen will.«

walt werden, vorschnell als Opfer wahrnimmt, leistet selbst noch einen Beitrag zur Verstummung der Zeug_innen. Sekundäre Zeug_innen, die einzig das Leid und Unrecht, das Menschen widerfahren ist, und damit das eigentlich Unsagbare bezeugen – so wichtig und unverzichtbar dies ist –, machen die Zeug_innen genau in dem Moment stumm, da sie gleichsam mit letzter Kraft versuchen, sich der stumm machenden Gewalt zu widersetzen.²⁷ Denn: »Warum sollten Menschen, deren Weltvertrauen zerbrochen wurde, jemals wieder Vertrauen zu anderen fassen können?« (ZuG 95)²⁸ Das ist der Grund, warum in Emckes Verständnis die klassische Berichterstattung der Funktion und dem Sinn des Zeugnisses nicht gerecht wird:²⁹

»In den Nachbetrachtungen der Medien, in den Analysen der Kommentatoren reduzieren sich die Beschreibungen retroaktiv auf die Opfer – aber nicht als Individuen, die sich in dieser ungewohnten Extremsituation selber begreifen lernen mussten.« (ZuG 211, Anm. 24)³⁰

Zwischen dem traumatisierenden Widerfahrnis und der daraus resultierenden Unfähigkeit, darüber zu sprechen, zeigt sich das Moment des Ethos des Erzählers. In diesem Zwischenraum, auf dieser Schwelle wird das Zeugnis hör- und sichtbar. Dass es das allerdings wird, bedingt, dass Menschen aufmerksam zuhören, wenn Zeug_innen über das ihnen Widerfahrene sprechen. Was aber, wenn Menschen nicht mehr »Ich« sagen können? Weil sie sich nicht mehr als Subjekte wahrnehmen, sondern zu Objekten von Willkür und Gewalt gemacht werden?

2.3. Sprachlich gerettete Risse: Wenn die Logik der Vereinzelung narrativ gebrochen wird

In extremeren Ausnahmesituationen, in denen es keine Verbindung zwischen dem früheren und jetzigen »Leben« gibt, verlieren auch die einfachsten Gegenstände – Tische, Stühle, Besen – ihre Bedeutung. Nicht nur das: Werden sie erst einmal zu Instrumenten bestialischer Misshandlung, verlieren sie auch ihre Harmlosigkeit. Die Objekte scheinen »wie verwandelt und ihre Bezeichnungen befremdlich« (ZuG 47):

27 Vgl. Schmuckli, Raum, 24.

28 Vgl. dazu ausführlicher Reemtsma, Vertrauen.

29 Emcke hatte die Geschichte von Adems Schuhen 1998 versucht aufzuschreiben und der Nachrichtenagentur anschließend vorgelegt. »Der Text kam umgehend als undruckbar zurück. Er tauge in dieser Form nicht. Vermutlich, weil ich es nicht elegant genug aufzuschreiben gewusst hatte. Aber vielleicht auch, weil eine Geschichte in einem Nachrichtenmagazin sich an sogenannten überprüfbaren Fakten orientieren sollte, an körperlichen Spuren der Folter, nicht erzählerischen, vielleicht, weil sie zu kompliziert klang, indem sie sich mit der wirren Rede des Flüchtlings beschäftigte, als ergebe diese einen Sinn.« (ZuG 42.)

30 Vgl. dazu Suljagic, Postcards, 12, der diese verkürzte Perspektive auf das Opfer am Beispiel Srebrenica kritisiert: »Everything is known about that death, or at least we now pretend that we want to know everything. We violate their death in newspaper columns, never asking ourselves questions about their life. We do not know anything about all those people who were not any less or more wonderful, good or bad than anyone else.«

»Kann, was früher dem Fegen diente und später dem Schänden, denselben Namen be halten? Kann, was früher ein Getränk enthielt und dann ein Instrument sexualisierter Gewalt wurde, immer noch ›Colaflasche‹ heißen? Kann eine ›Speisekarte‹ jemals wieder eine Menüfolge aus Gerichten bedeuten, wenn sie einmal eine Auswahl an Foltermethoden bezeichnet hat?« (ZuG 47)³¹

In einer Welt der Diskontinuität zu sich selbst und in einer Welt, in der Objekte nicht mehr harmlos sind, gibt es keine Schutzzone mehr. Dass die erzählerische Kompetenz von Zeug_innen extremen Unrechts und von extremer Gewalt darum unterwandert wird, hängt maßgeblich damit zusammen, dass sie im Widerfahrnis selbst zu einer Sache gemacht, d.h. verdinglicht werden. »World, self and voice are lost«³², schreibt Elaine Scarry über die Wirkmacht der Folter.³³ Ehemalige Häftlinge, Weiterlebende von Folter und Vergewaltigung bezeugen immer wieder, dass der Schmerz vollständig vereinnahmt, »dass zwangsläufig alles in seinen Dienst gestellt wird« (ZuG 49). Was den Menschen auch auszeichnet – seine Wünsche, Interessen und Sehnsüchte, seine »Hinwendung zu Themen oder Menschen« (ZuG 49) –, verschwindet unter den Umständen extremer Entrechtung und Schutzlosigkeit.³⁴ »Die individuellen Züge einer Person werden nach und nach unkenntlich.« (ZuG 49) Und sie werden es umso stärker, wenn dieser Zustand nicht nur ein Moment ist, sondern jahrelang andauert. Es ist dieser Ort, an dem Menschen von sich selbst und der Welt entfremdet und auf ein Ding reduziert werden, an dem Emcke den Kern der Sprachlosigkeit entdeckt: »Wie sollte jemand unter diesen Umständen [...] eine Sprache finden?« (ZuG 50)

Davon berichtet auch Robert Antelme, der als Résistance-Kämpfer 1944 verhaftet, im Gestapo-Gefängnis von Fresnes inhaftiert, dann in das KZ Buchenwald und das Außenlager Gandersheim deportiert wurde und gegen Kriegsende auf einen der sogenannten Todesmärsche geriet: »Ich werde mich erinnern, dass man zu Hause mit mir sprach. Es kam tatsächlich vor, dass man an mich allein das Wort richtete.«³⁵ In extremen Formen der Gefangenschaft gibt es kein Sprechen mehr, welches das Gegenüber wahrnimmt, sich gar in Beziehung zu diesem setzt. Emcke fragt darum:

»Wer wollte auch sprechen, wenn ein falsches Wort Hiebe und Erniedrigung bedeuten könnte? Wer wollte sprechen, wenn man stattdessen auch schlafen könnte? [...] Es scheint eigentlich nur Gründe gegen das Sprechen zu geben: die schiere Erschöpfung, die Kraft, die es kostete, die Überwindung der Angst, aber auch schlicht die verlorene Übung des Sprechens, und, letztlich, das Gefühl der verlorenen Subjektivität.« (ZuG 51)

Taylors Diktum »My own identity crucially depends on my dialogical relations to others«³⁶ erleidet im Umfeld außerordentlicher Ungerechtigkeiten eine Bruchlandung. Das aber bedeutet, dass die Sprachfähigkeit schon im Moment des Widerfahrnisses

³¹ Zur »Speisekarte« vgl. Yiwu, Für ein Lied, 126–128.

³² Scarry, The Body, 35.

³³ Zu den psychischen Folgen der Opfer von Folter und den Herausforderungen für die Psychotherapie, auch im Hinblick auf die Sprache, vgl. die Beiträge in Maier/Schnyder (Hg.), Psychotherapie.

³⁴ Vgl. Emcke, Das Leid, 115f.

³⁵ Antelme, Das Menschengeschlecht, 149.

³⁶ Taylor, The Ethics, 48.

beschränkt wird. »Und dieser Bruch stellt auch für nachträgliche Erzählungen ein Hemmnis dar.« (ZuG 53) Die Sprachlosigkeit von Zeug_innen in Grenzsituationen hängt nicht nur am traumatischen Widerfahrnis selbst, sondern an den Voraussetzungen, die es zu einem Trauma machen: Wer verdinglicht wird, kann nicht mehr sprechen, weil ihr ihm die Menschlichkeit und Sozialität gegenüber Anderen durch Misshandlung und Entrechtung abgesprochen wurde. Über die Wandlung eines Menschen unter extremen Bedingungen, nämlich unter der kommunistischen Diktatur in Rumänien, schreibt Herta Müller: »Man hatte seine Person abgegeben [...]. [D]a läuft der Riss dann nicht mehr um die Person herum, sondern mitten durch die Person.«³⁷ Für Emcke folgt nun daraus, dass der Riss zwar einerseits »den Verlust eines Teils des Selbst« (ZuG 56) markiert. Aber andererseits verweist das Bild des Risses auch darauf, dass es »eben auch einen anderen Teil einer Person zurück[lässt], einen, der gerettet werden kann« (ZuG 56).³⁸ Das Ethos des Erzählens, das zwischen dem traumatisierenden Widerfahrnis und der daraus resultierenden Unfähigkeit, darüber zu sprechen, entsteht, trägt darum Emcke auch an jene Widerfahrnisse selbst heran. Das Ethos des Erzählens wahrzunehmen, bedeutet für Emcke auch,

»Zeichen zu folgen, die darauf verweisen, wie Menschen selbst unter extremen Ausnahmesituationen etwas von sich zu schützen wissen, wie sie etwas erhalten von der Person, die sie einmal waren, früher, in einem anderen Leben. Denn es sind diese Momente der Dissidenz, diese Fäden eines früheren Lebens, an die sich später, zuhörend oder erzählend, anknüpfen lässt« (ZuG 57).

Emcke nennt in der Folge vier Techniken, die der vollständigen Versehrung des Vertrauens in andere und in die bekannte Welt sowie der Versehrung der erzählenden Person entgegenwirken:³⁹ ein Rhythmus, der Struktur in die Willkür bringt; Gewohnheiten und Rituale, die aufgrund der Wiederholung Stabilität schenken; Gegenstände, welche an die verlorene Welt erinnern; und schließlich Ausbrüche, »Momente kurz auflackernder Gewalttätigkeit oder Sexualität, Kraftakte, mit denen der Körper sich wehrt gegen die Wehrlosigkeit und Vereinzelung« (ZuG 57).

Als Beispiel eines *Rhythmus* nennt Emcke Ruth Klügers »Appellgedichte«: In ihrem *Zeugnis weiter leben* erzählt Klüger davon, wie ihr in Auschwitz Schiller-Balladen halfen, dem ihr widerfahrenen Wahnsinn standzuhalten.⁴⁰ Indem sie die Verse rezipiert, wird sie für eine kurze Zeit von ihrer eigenen Schwäche abgelenkt und vermag so, stundenlang in der Sonne zu stehen, ohne zusammenzubrechen. Dabei ist es nicht so sehr der Inhalt

³⁷ Müller, *Lebensangst*, 16f.

³⁸ Das Bild des Risses lässt sich in Analogie zur Lücke zwischen dem erzählenden Ich und dem Trauma-Ich (s. oben II.5.2.) verstehen. Das bedeutet, dass diesem zuletzt von Emcke genannten Teil des Risses, wie sie auch selbst vermerkt, eine existentielle Bedeutung für das Weiterleben zukommt. Vgl. dazu auch ausführlicher Matussek, *Die Konzentrationslagerhaft*; Ornstein, *Survival*; sowie Jacobsen, *Embattled Selves*.

³⁹ Emckes Reflexionen darüber, wie sprachliche Techniken das Bewusstsein konditionieren, gründen auf ihren Auseinandersetzungen mit Foucaults Macht- und Diskursanalyse (vgl. insbes. ders., *Überwachen*). Emcke hat sich in ihrer Dissertation ausführlicher damit beschäftigt: dies., *Kollektive Identitäten*, 108–141.

⁴⁰ Für weitere sog. Coping-Strategien von KZ-Häftlingen vgl. Dimondale, *The Coping Behaviour*.

der Verse, sondern »die gebundene Sprache«⁴¹, die stabilisierend auf sie wirkt. »Denn dem Inhalt nach war nicht viel in den Schillerschen Balladen, das mich den Durst bei den endlosen Appellen in Auschwitz hätte vergessen lassen [...].«⁴² Verse, so hält Klüger fest, sind, »indem sie die Zeit einteilen, im wörtlichen Sinne ein Zeitvertreib«⁴³. Im *sprachlichen* Rhythmus, welcher dem Tag Struktur gibt, wird die Willkür des Lagers durchbrochen.

Eines der Beispiele für *Gewohnheiten und Rituale*, das Emcke nennt, ist die Geschichte von Yvonne Gelnés, einer Haitianerin, die nach dem verheerenden Erdbeben vom 13. Januar 2010, das 230.000 Menschen in den Tod riss und 1,2 Millionen Haitianer_innen obdachlos machte, weiterlebte.⁴⁴ Tag für Tag setzt sich Yvonne auf einen rostigen Eisenstuhl inmitten der Überreste ihres Hauses. »Sie trägt einen blauen Pullover, einen halblangen Rock und einen schwarzen Hut. Sie ist alleine.«⁴⁵ Während die meisten ihrer Nachbar_innen in die Lager im Zentrum der Stadt geflohen sind, verlässt Yonne ihr Haus nicht, auch wenn es kein Haus mehr ist. Inmitten der Trümmer, zwischen Geröll und Schutt, setzt sich Yvonne Tag für Tag ins Wohnzimmer ihrer Schwägerin. In das Wohnzimmer, das es nicht mehr gibt, zur Schwägerin, die unter den Trümmern tot begraben liegt. Yvonne versichert sich damit »im Radius der Ohnmacht der eigenen Handlungsfähigkeit« (ZuG 60). Sie tut, was ihr im Kontext einer extremen Ausnahmesituation »den Eindruck des Normalen« (ZuG 61) vermittelt.

Ein Beispiel, das Emcke für *Gegenstände* nennt, ist die Besitzurkunde eines Stücks Land, das Rashid Yasin enteignet wurde.⁴⁶ Während all der Jahre des Kriegs im Nordirak trug Yasin »das vergilbte Bündel Papier in einer grauen Schatulle bei sich« (VdK 303). Von der Flucht an, weil sein Dorf beschossen wurde, über die Jahre in den Lagern bis hin zu der Zeit in einem unterkühlten Steinhaus am Strand von Erbil, hat Yasin »das fünfzig Jahre alte, dünne Papier mit der Grundbucheintragung beschützt« (VdK 303). Dieser kleine Gegenstand, das Stück Papier, ist alles, was ihm von seinem Hof geblieben ist. An ihm hält sich Yasin fest, weil der Gegenstand in der Fremde auf die Heimat verweist. In Situationen der Entrechtung sind Gegenstände nicht selten Objekte, »die die eigene Geschichte in sich zu bergen scheinen in Kontexten, in denen alles Eigene verboten ist« (ZuG 63). Denn: »Ohne private Gegenstände [...] ist man nicht nur ein Ich-habe-nichts, sondern auch ein Ich-bin-nichts.«⁴⁷

All diese Beispiele von Rhythmen, Gewohnheiten, Ritualen und Gegenständen verweisen »auf unterschiedliche Fähigkeiten und Möglichkeiten der Dissidenz« (ZuG 65). Sie verweisen auf die Lücken, die Brechungen, die Risse der Wirkungsmacht der Gewalt,

⁴¹ Klüger, weiter leben, 124.

⁴² Ebd.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Vgl. ausführlicher Emcke, Yvonne wartet.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Vgl. ausführlicher VdK 303–307.

⁴⁷ Müller, Lebensangst, 27. Analog wird von Palästinenser_innen in den Flüchtlingscamps berichtet, dass sie immer noch ihre Hausschlüssel aufbewahren, obwohl klar ist, dass ihre Häuser längst von Israelis bewohnt werden oder zerstört wurden. Das Aida-Camp hat als Symbol dafür einen großen Schlüssel über der Eingangspforte angebracht.

der Misshandlung und des Terrors. Sie wahrzunehmen, zu entdecken und damit zu bezeugen, entspricht für Emcke dem Ethos des Erzählers. Dieses muss gerade auch das »Leben diesseits und jenseits des ›Risses‹« (ZuG 65) bezeugen. Es sind denn für Emcke gerade auch Rhythmen, Gewohnheiten, Rituale und Gegenstände, welche die Betroffenen zu Zeug_innen machen, und das bedeutet zu Menschen, nicht nur Opfern – Menschen, die dadurch Unbetroffenen auch wieder ein Stück ähnlicher werden.⁴⁸ Sekundäre Zeug_innenschaft hat gerade auch diese Aspekte sprachlich zu bezeugen, eben indem sie sie hört oder davon erzählt. Die eigentlich ausgeschlossenen Schutträume werden damit sprachlich, d.h. im Zeugnis bewahrt und bewahrt. Momente der Dissidenz sind »Fäden eines früheren Lebens« (ZuG 57), die sich ins große Narrativ des Zeugnisses einweben. Im narrativen Gewebe des Zeugnisses müssen für Emcke aber auch jene Strategien der Abwehr gehört und erzählt werden, die

»weniger diskret daherkommen als das Zitieren von Versen, vielleicht weil sie weniger mit Stolz besetzt sind als das Festhalten an einer religiösen oder politischen Überzeugung, vielleicht weil es sich in der eigenen Kultur nicht schickt, darüber zu sprechen. Aber sie gehören dazu, wenn von Mechanismen die Rede ist, die helfen können, sich dem Zugriff von Macht und Gewalt, zumindest punktuell, zu entziehen: Gegen-Gewalt und Sexualität« (ZuG 68f.).

Diese Strategien der Abwehr versteht Emcke als *Ausbrüche*. Als Beispiel für einen *Ausbruch der Gegen-Gewalt* nennt Emcke eine Szene aus dem Zeugnis von Murat Kurnaz. Kurnaz hat knapp fünf Jahre als Häftling in Guantánamo, unter anderem im Camp X-Ray⁴⁹, verbracht. Obwohl auch in seinem Zeugenbericht, wie in den meisten Erzählungen von entlassenen ehemaligen Häftlingen aus Guantánamo,⁵⁰ die Beschreibungen der Freundschaften untereinander dominieren, erzählt auch Kurnaz von den seltenen Gelegenheiten der physischen Ausbrüche. Er bezeugt den Stolz, der darin liegt, wenigstens einmal zurückzuschlagen: »Meine Handgelenke bluteten schon, aber das war mir jetzt egal. Ich wollte ihm zeigen, dass ich ihn fertigmachen konnte, ob mit oder ohne Handschellen.«⁵¹ Und auch Selbsttötungen versteht Emcke »als letzte Akte des Widerstands, als ultimati-

48 Vgl. dazu auch Emcke, Das Leid, 115, wo sie diesen Aspekt unter der Perspektive des Mitleids bedenkt: »Ist es eine Frage der Ähnlichkeit, die mich den Nächsten überhaupt erst als Nächsten erkennen lässt, bevor ich sein Leid als meinem ebenbürtig anerkennen kann? Das würde erklären, warum alle Regime, die Menschen demütigen und misshandeln, sie vorher optisch verwandeln.«

49 Das Camp X-Ray war das erste 2002 errichtete Lager, das wenige Monate später geschlossen und durch das größere Camp Delta ersetzt wurde. Das Camp X-Ray war insofern ein besonders grauenhaftes Gefängnis, als es zum größten Teil aus Käfigen bestand, die von allen Seiten frei einsehbar waren und in der prallen Sonne standen. Die Häftlinge wurden damit jeglicher Privatsphäre beraubt. Vgl. Bauer, Schandfleck.

50 Vgl. etwa die Aussage des ehemaligen Häftlings Abdulsalam Saifs: »Jeder hatte mit jedem eine sehr herzliche Verbindung. Es war wie unter Brüdern, weil ja jeder unterdrückt war.« (Willemsen, Hier spricht Guantánamo, 220f.)

51 Kurnaz, Fünf Jahre, 192.

ver Triumph über das System der Entrechtung: das Einzige einzusetzen, was einem noch nicht genommen ist, das Leben« (ZuG 70).⁵²

Mit diesem Beispiel wechselt Emcke von einer tendenziell ausschließlichen Opfer- zu einer (zumindest vordergründigen) Täter_innen-Perspektive.⁵³ In der Tat spielt Letztere in Emckes Zeug_innenschafts-Verständnis eine wichtige Rolle, wenngleich sie in ihrem Zeug_innenschafts-Essay nur an den Rändern und implizit thematisiert wird.⁵⁴ Dass das Ethos des Erzählens auch nach der Perspektive der Täter_innen fragt, zeigt sich insbesondere in Emckes Buch *Stumme Gewalt*.⁵⁵ Dieses ist eine Auseinandersetzung mit dem mörderischen Attentat auf ihren Patenonkel und ehemaligen Vorstandssprecher der Deutschen Bank Alfred Herrhausen. Das Attentat am 30. November 1989 wird den Mitgliedern der dritten Generation der Roten Armee Fraktion (RAF) zugeschrieben. In ihrem *Nachdenken über die RAF* – so der Untertitel des Buches – plädiert sie für einen gesellschaftlichen Dialog, in dem ehemaligen Terrorist_innen ein Forum⁵⁶ geboten wird, auf dem sie sprechen können – und das ohne Angst, sich noch mehr zu belasten und andere zu verraten: »Ich möchte, dass sie nach Hause gehen können. Wo immer das für sie auch sein mag. Aber sie sollen diese Geschichte erzählen. Sie sollen gehen dürfen. Frei sein. So frei, wie man sein kann, wenn man Schuld auf sich geladen hat. Aus dem Gefängnis sollen sie entlassen werden. Aber reden sollen sie vorher. Bitte. Wenn wir das wollen, dann müssen wir die Bedingungen dafür herstellen, dass sie es können.« (SG 61) Emcke fordert »Amnestie für das Ende des Schweigens.« (SG 61)

52 Vgl. dazu auch Richter, Tod im Lager, der einen Guantánamo-General zitiert, der auf eine Selbsttötung im Gefängnis wie folgt reagierte: »Sie achten das Leben nicht, weder unseres, noch ihr eigenen. Das war kein Akt der Verzweiflung, sondern asymmetrische Kriegsführung gegen uns.«

53 Die komplizierte Formulierung ist dem Umstand geschuldet, dass die Gefangenen Guantánamos einerseits als sog. *unlawful combatants* interniert werden, was sie zu Opfern in dem Sinne macht, dass diese Einstufung mit Völkerrecht und Menschenrechten weitestgehend als nicht vereinbar angesehen wird (vgl. Leigh et al., Guantánamo leaks). Andererseits wurden Ende April 2011 aufgrund von Dokumenten, die das Enthüllungsportal WikiLeaks veröffentlichte, immer mehr Medienberichte laut, die nachweisen konnten, dass zahlreiche Häftlinge unschuldig festgehalten werden (vgl. o.A., Geheimpapiere).

54 Neben den vereinzelten Beispielen ist auffallend, dass Emcke, wann immer sie das Zeugnis als zeitoffenes Narrativ bestimmt, die Täter_innen als Teil dieses Narrativs erwähnt (vgl. ZuG 27.49.76.97f.100.109f.). Die Perspektive der Täter_innen zu missachten, ist ihrer Wahrnehmung nach oft Ausdruck des Misstrauens in die Kraft öffentlicher Diskurse. Diese Position zeigt sich etwa darin, dass Emcke eine kritische Stellung gegenüber sog. Shoah-Leugner_innen einnimmt: »[M]ir [...] scheint [...] Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Gesetzgebung angebracht, nach der das Leugnen von Auschwitz unter Strafe gestellt wird. Wer behauptet, Auschwitz habe nie existiert, äußert schlicht eine historisch falsche Tatsachen-Behauptung. Ebenso wie der, der behauptet, Hitler sei nicht in Polen eingefallen. Beides falsch. Aber es lassen sich diese Behauptungen doch mit guten Gründen widerlegen. Der Rekurs auf juristische Kategorien der Strafbarkeit scheint mir eher ängstlicher Ausdruck des Misstrauens in die Kraft der öffentlichen Diskussion und eine vorschnelle Form der Tabuisierung zu sein. Die Einwände, die mir dagegen einleuchten, beziehen sich auf den Schmerz, der in denen aufrufen wird, die als Angehörige der Opfer des Nationalsozialismus von diesem Leugnen besonders betroffen sind.« (ZuG 218, Anm. 93.)

55 Vgl. für das Folgende, aus theologischer Perspektive, Frettlöh, Die Gnade im Recht, 228–236.239.

56 Vgl. dazu auch Emcke, Unbesetzte Räume.

Wie die klassische Berichterstattung nicht an die Qualität eines Zeugnisses herankommt, so vermag das strafrechtliche Verfahren das Verbrechen insofern nicht gänzlich aufzuklären, als es nicht nur diejenigen im Unverständnis alleine lässt, die um die Opfer der RAF trauern, sondern auch die Attentäter_innen in ihrer Entfremdung von sich selbst lässt. Nach dem Prinzip »*Freiheit gegen Aufklärung*« (SG 61) votiert Emcke dafür, dass das Verstehen eines Zeugnisses bedingt, die Opfer- und Täter_innen-Perspektive hörbar zu machen. Als Angehörige eines Opfers bekennt sie darum: »Ich möchte keine Reue. Ich möchte, dass sie mir ihre Geschichte erzählen. Mit allem, was darin für mich schmerzlich sein mag. Das müsste ich aushalten. Aber erst dann wird der Mord an meinem Freund vorstellbar. Erst dann kann die Phantasie aufhören, mich zu quälen. Ich brauche ihre Geschichte. Denn sie ist auch meine.« (SG 51) Wird *Stumme Gewalt* als Zeugnis verstanden, wird klar, wie auch hier Emcke am Ort der sekundären Zeug_innenschaft ansetzt. Selbst Angehörige eines Opfers, und damit sozial mitbetroffen von dem Unrecht der Täter_innen, hält Emcke daran fest, dass sich die eigene Erfahrung nicht ohne die der Anderen verstehen lässt.⁵⁷ »Das Nachdenken über eine solche Erfahrung, wie besonders und individuell sie immer sein mag, muss sich deswegen irritieren lassen von den Erfahrungen und Erinnerungen anderer. [...] Sie muss das Besondere mit und gegen das Allgemeine verrechnen.« (SG 16f.) Was Emcke für die Opfer extremen Unrechts postuliert, dass sie nämlich in diesem Status alleine gelassen und darauf reduziert werden, wenn ihre Zuhörer_innen sie nicht in narrativen Formen gleichsam aus dem Schweigen holen, gilt auch für Täter_innen. Denn im Schweigen werden »Täter und Opfer zugleich [eingeschlossen]« (SG 49).

Emcke fragt darum: »Wie können sie sein, wer sie sind, wenn sie über ihre eigene Geschichte nicht sprechen können? Wie können sie jemand anders werden, wenn sie über ihre frühere Geschichte nicht sprechen?« (SG 49) Gemäß ihrem Ethos des Erzählens weist Emcke auch in *Stumme Gewalt* nach, dass die »enge Koppelung des Leids oder Unrechts in der Welt an die individuelle Verantwortlichkeit« (SG 112), so richtig und wichtig sie ist, nicht vom kollektiven Standpunkt abstrahiert werden darf: Eine nach Gerechtigkeit strebende Gesellschaft muss sich gerade auch vom Zeugnis der Täter_innen gefangen nehmen lassen, um ihre moralisch-hermeneutische Aufgabe wahrzunehmen. Nämlich danach zu fragen, was sie – trotz ihrer darin nicht zu relativierenden individuellen Schuld – zu Täter_innen gemacht hat, was das Kollektiv dazu beigebracht hat, dass Attentäter_innen Unrecht begehen. Wenn die Würde des Menschen nicht zu einer »selbst-verliebte[n] Pose« verkommen soll, sondern sie wirklich respektiert wird, »dann müssen wir sie jedem zubilligen, auch denen, die sie anderen nicht zugestehen« (SG 135). Auch die Täter_innen haben in Emckes Zeug_innenschafts-Verständnis einen narrativen Ort: »Sie müssen reden.« (SG 148) Das aber bedeutet: »Wir müssen sie reden lassen.« (SG 148)

Dass das Zeugnis lückenhaft ist, hat nicht nur mit der Traumatisierung von Opfern zu tun, »sondern auch mit der Gesellschaft, in die hineingesprochen wird, dem Adressaten ihrer Geschichten: mit uns« (ZuG 72). Eine weitere Leerstelle in Zeugnissen von Menschen, denen extremes Unrecht und extreme Gewalt widerfahren ist, sieht Emcke in der Sexualität, der Erotik. Zwar werden sowohl die widerlichsten Techniken der Folter, die entwürdigendste Demütigung des Körpers von Menschen, als auch Gesten der

57 Vgl. Emcke, Dem Attentäter zuzuhören.

Freund_innenschaft und Momente der Zuneigung bezeugt, »aber über Erotik erfahren wir sehr wenig« (ZuG 72). Doch für Emcke gehört zum »dies« gerade auch die Sexualität, weil sie auch in ihr eine Form des *Ausbruches* erkennt.⁵⁸

Ein Beispiel, das Emcke für einen *Ausbruch der Sexualität* nennt, sind Liao Yiwus Beschreibungen der Selbstbefriedigung im Gefängnis.⁵⁹ Inmitten der zahlreichen groben und furchtbaren Beschreibungen von Sexualität – vom Ekel beim kollektiven Masturbieren und der sexualisierten Gewalt und des Missbrauchs unter den Gefangenen selbst – »tauchen auch, beinahe versteckt, Spuren von überraschender Zartheit und Lust auf« (ZuG 73). Liao erzählt von den Misshandlungen eines jüngeren Häftlings und erwähnt in einem Nebensatz den Grund für die Gewalt an ihm: »[W]eil er mir geholfen hatte, die Hose aufzumachen und mein Gerät herauszuholen [...].«⁶⁰ Ob es eine Geste der Fürsorge oder der Lust ist, bleibt unkommentiert. »Vielleicht weil es ein Eingeständnis homoerotischen Begehrens wäre. Vielleicht weil es in dieser Passage weniger um die Zärtlichkeit als mehr um die Brutalität und das System der Vereinzelung ging [...].« (ZuG 74) Wenn also die Aussage in sich lückenhaft bleibt und in ihr das Elend der Umstände anklingt, so verweisen sie für Emcke doch auch »auf Berührungen, zärtliche, nicht gewalttätige, intime, nicht ausgestellte Momente der Nähe« (ZuG 75). Und sie gehören erwähnt, weil sie, so unwahrscheinlich und selten sie sein mögen, »die vereinzelten Opfer von Willkür und Gewalt« (ZuG 75) für einen kurzen Moment verdoppeln, d.h. den Teil des Risses sichtbar machen, den es im Narrativ zu retten gilt. Für die Zeug_innen und für das Zeugnis. Diese Fäden des früheren Lebens gehören zum Zeugnis, weil sich im Akt des Bezeugens daran anknüpfen lässt – »zuhörend oder erzählend« (ZuG 57). Doch wie lässt sich zuhören und davon erzählen, wenn die Zeug_innen schweigen, wenn ihr Zeugnis ein stummes Narrativ ist?

2.4. Die Zeit der Stille und die ›Wahrheit‹ in den narrativen Lücken des Schweigens

Zeug_innen von Widerfahrungen extremen Unrechts und von Gewalt schweigen. Sie können nicht sprechen, weil die Worte fehlen. Sie können und wollen nicht sprechen, weil es niemanden gibt, der sie hören kann und will. Ist es da überhaupt gerechtfertigt, nach den Gründen für das Schweigen zu fragen? »Wer sich nach einer solchen Erfahrung nach Stille sehnt, wer sich als Überlebender scheut, die schmerhaften Erinnerun-

58 Emcke ist sich der Ambivalenz bewusst, Sexualität »unter die Möglichkeiten der Abwehr und des Widerstands zu kategorisieren«, weil Sexualität am Ort des Schreckens »nicht viel mit der Erotik aus dem früheren Leben zu tun hat« (ZuG 72f.). Emcke ist denn in ihren Beschreibungen äußerst vorsichtig und betont, dass sie die narrativen Brüche im Wissen interpretiert, dass sie der *intentio auctoris* möglicherweise widersprechen.

59 Liao Yiwu (chinesisch 廖亦武) ist ein chinesischer Schriftsteller, Dichter und Musiker, dessen Werke aufgrund seiner kritischen Haltung zur chinesischen Regierung in der Volksrepublik China verboten sind. 1990 wurde Liao wegen »Verbreitung konterrevolutionärer Propaganda mit ausländischer Hilfe« zu einer vierjährigen Haftstrafe verurteilt und 1994 auf internationalem Druck hin 50 Tage vor dem Ende der Haftstrafe entlassen (vgl. Yiwu, Der Vierte Juni, 59).

60 Yiwu, Für ein Lied, 191.

gen wieder hervorzuholen, dem gebührt Respekt.« (ZuG 76) Doch nach den Gründen des Schweigens zu fragen heißt für Emcke nicht, es nicht zu akzeptieren, sondern vielmehr die Sprachlosigkeit nachzuvollziehen, nämlich zu fragen, »ob das Schweigen auch etwas mit uns, den Verschonten und Nachgeborenen, zu tun haben könnte« (ZuG 76). Auch im Hinblick auf das Schweigen von Zeug_innen betont Emcke, dass die ausschließliche Fokussierung auf die traumatisierte Person von der Frage ablenkt, »ob es nicht [...] auch soziale, gesellschaftliche Faktoren sind, die das Schweigen befördern und das Erzählen behindern« (ZuG 77).

Emckes Auseinandersetzungen mit dem Schweigen von Zeug_innen ist über weite Strecken eine Problematisierung von Felmans und Laubs Vorstellung der Shoah als Ereignis ohne Zeug_innen, in deren Folge Emcke auch die Beiträge Lyotards, Derridas und Agambens kritisch bedenkt (vgl. ZuG 77–84). Emcke erkennt, dass diese Positionen gegen all jene anschreiben, die das Zeugnis »unter dem epistemischen Gesichtspunkt der Beweisbarkeit zu relativieren [...] versuchen« (ZuG 78). Deswegen aber von der Shoah als einem Ereignis ohne Zeug_innen zu sprechen, hält sie für »verstörend« (ZuG 77).⁶¹ Für Emcke sind gerade die nagelneuen Schuhe Adems Ausdruck der Möglichkeit von Zeug_innenschaft. Sie votiert dafür, dass die nicht verstehbare Struktur der Zeugnisse, das, was verwirrt klingt und sich nicht in eine Logik des Verstehens einreihen lässt, eine »vernünftige Form [ist, MK], sich dem Gegenüber als mehr als nur als Opfer zu präsentieren« (ZuG 78f.). So ist das Schweigen selbst eine »Strategie, die Struktur des Unverständlichen abzubilden« (ZuG 79). Emcke erkennt, dass es etwa gerade bei jugendlichen Missbrauchsopfern einleuchtet, »dass zunächst die inneren Ressourcen fehlen oder es (noch) keinen Zugriff auf das Erlittene gibt« (ZuG 82).⁶² Diese Versehrung ist unter keinen Umständen zu relativieren. Aber Emcke weist auch darauf hin, dass die Erhöhung des Schweigens vieler Opfer zu einem undurchdringlichen Faktum, gar einer Norm, ignoriert, »was wir über die Gründe für das Schweigen wissen können« (ZuG 83). Denn die Gründe für das Schweigen liegen nicht selten in den Bedingungen des Erzählers begründet. Und so kann es sein, dass nach einer langen Zeit der Stille das Schweigen gebrochen wird. Weil Opfer die nötige »Distanz« haben, um davon zu erzählen, was ihnen widerfahren ist, oder weil ihnen endlich zugehört wird.

Diesen Konnex zwischen den Gründen des Schweigens und den Bedingungen des Erzählers erörtert Emcke ausführlich anhand des Falles Nr. IT-96-23 des sogenannten Foča-Prozesses vor dem Internationalen Strafgerichtshof von Den Haag für das ehemalige Jugoslawien.⁶³ In den Jahren 1992 und 1993 wurden in der Partizan-Turnhalle und

⁶¹ Vgl. ZuG 79: »Zeugenschaft scheint für Laub nur dann legitim und wahrhaftig zu sein, wenn sie sowohl über genügend inneres Wissen des Geschehens verfügt, um das Ereignis zutreffend darzustellen, als auch über genügend Distanz zu dem Geschehen, um eine intelligible, unberührte Beschreibung zu geben.« Diese Kritik an Laub irritiert und steht im Widerspruch zum oben (s. II.5.2.) diskutierten Zeugnis der Weiterlebenden, die von angeblich vier explodierten Kaminen spricht. In diesem Fall macht Laub gerade die *nicht* intelligible Beschreibung stark. Emckes Kritik hätte sich darum am ehesten noch an Thomas Trezise und seine Kritik an Laubs Position zu richten. Vgl. dazu Laubs Replik *On Holocaust Testimony*.

⁶² Vgl. dazu Dehmers, Wie lange.

⁶³ Vgl. dazu die Dokumentation von medica mondiale, Damit die Welt. Eine Zusammenstellung aller Anklagepunkte, die sexualisierte Gewalt betreffen, bietet Möller, Das tatbestandliche Verbot,

der Foča-Oberschule in Bosnien zahllose muslimische Frauen Opfer von Vergewaltigungen und sexualisierter Gewalt. Erst vor dem Internationalen Strafgerichtshof und knapp zehn Jahre nach diesen grauenhaften Taten durch serbische Milizen, Soldaten und Polizisten brachen die Opfer ihr Schweigen und sprachen über ein Verbrechen, »das vorher keinen Namen und keine Zuhörer hatte finden können« (ZuG 84). Insgesamt 25 Zeuginnen sagen vor Gericht aus, wie sie wie Tiere in Internierungslagern gehalten, sexuell missbraucht und vergewaltigt wurden.⁶⁴ Sie bezeugen, wie sie täglich sexueller Gewalt und brutalen Übergriffen ausgeliefert waren. Und dass die Vergewaltigungen durch einen Mann, zwei, sechs Männer oft begleitet waren von Sätzen wie »*You are going to bear Serb children.*« (ZuG 85)⁶⁵. Doch in den Protokollen der Aussagen einiger Zeuginnen aus dem Foča-Prozess lässt sich nicht nur hören, was den Frauen widerfahren ist, sondern diese können auch »sehr präzise erklären, warum sie über ihre Erfahrungen lange geschwiegen haben« (ZuG 85). Zeugin 51 und Zeugin 50, Mutter und Tochter, die 1993 gemeinsam verschleppt, interniert und misshandelt wurden, sagen im März 2000 vor der dreiköpfigen Kammer aus. Den Vorsitz hat Richterin Florence Mumba. Zeugin 50, die Tochter, erzählt, wie sie aus Angst vor serbischen Angriffen gemeinsam mit ihrer Mutter in die Wälder um Foča geflüchtet war, schließlich entdeckt, gefangen und eingesperrt wurde. In einem Motel in Buk Bijela wird die damals 17-Jährige zum ersten Mal vom Angeklagten, Zoran Vuković, oral vergewaltigt. Der Dialog zwischen der Vertreterin der Anklage und Zeugin 50 zu diesem Tatbestand beginnt wie folgt:

»What did Zoran Vukovic do when he took you to that room? A. He raped me. Q. I'm sorry to have to ask you some specifics, but the Court will need to know. Can you describe what he did? A. Yes. He pushed me onto one of the beds. He asked me to put his penis into my mouth. Q. And did he do that? A. He did it himself.« (ICT 1243,17-25 – 1244,1)

Nachdem Zeugin 50 auf weitere Fragen der Vertreterin der Anklage zum Tatgeschehen antwortet, berichtet sie davon, wie sie wieder zu den anderen Frauen und ihrer Mutter gebracht und schließlich in einem Bus zur Oberschule von Foča gefahren wurde. Im Anschluss an diesen Bericht findet sich im Transkript folgende Sequenz zwischen ihr und der Vertreterin der Anklage:

»Q. Did you tell her [sc. your mother] at that time what had happened to you? A. I don't think I told her, but she was smart enough to understand what had happened. Q. Why didn't you say anything to her about what had happened to you? A. I thought that if I had to suffer, they didn't have to know about it. Q. Did you ever tell the details

39–41. Zur grundsätzlichen gerichtlichen Situation, ihren Chancen der partiellen Genugtuung und Gefahren der Retraumatisierung von weiblichen Opfern sexualisierter Gewalt vgl. Fastie, Zeuginnen.

64 Die Transkripte wurden auf Englisch, Französisch, Bosnisch, Serbokroatisch, Albanisch und Mazedonisch zugänglich gemacht. Ich zitiere im Folgenden nach der englischen Übersetzung. Die Zeuginnen selbst sprachen in diesem Verfahren bosnisch.

65 Vgl. ICT 62442f., 25.1-3: »The victim was then also raped by the other two soldiers. While this happened, the accused Kunarac taunted the witness by telling her that she would have a son not knowing who the father was, but most important, that it would be a Serb child.«

of what happened to you there to anyone in your family? A. Never.« (ICT 1245,14-25 – 1246,1)

Das ist die erste Stelle, an der Zeugin 50 von ihrem Schweigen spricht. Die Verteidigung der Anklage, die während des Prozesses wiederholt versucht, Zeugin 50 als unglaubwürdig darzustellen, bietet dem Opfer immer wieder die Möglichkeit, darüber zu sprechen, warum sie über ihre Vergewaltigung in Buk Bijela geschwiegen hat. »Sie wird nicht nur sagen, ich kann oder konnte ›dies‹ nicht beschreiben. Sie wird erklären, warum sie wem gegenüber schwieg und warum sie nun vor Gericht spricht.« (ZuG 87)

Hier, am Ort des Geschehens, im Moment des Widerfahrnisses oraler Vergewaltigung, schweigt das Opfer aus zwei Gründen: erstens, weil das Augenscheinliche nicht sagbar gemacht werden muss – ihre Mutter »was smart enough to understand what had happened«. Und zweitens schweigt sie aus Schutz für die anderen. Sie will sie nicht mit dem belasten, was sie schon selbst belastet. Zeugin 50 beschreibt wenig später selbst das, was ihre Mutter und die anderen Frauen in Buk Bijela wahrnehmen konnten. Für den Akt der Vergewaltigung werden in der Oberschule von Foča die Frauen in Klassenzimmer geführt. Auf die Frage, ob sie andere Frauen gesehen habe, die zurückkehrten von den Klassenzimmern, sagt Zeugin 50:

»They looked dreadful. They were all crying. They would all be crying when they came back. Some of them would be bleeding from the nose. They would be screaming, tearing out their hair. Different things.« (ICT 1255,7-10)

Die Tochter schweigt über ihre Vergewaltigung, weil das Weinen, die blutenden Nasen, das Schreien und das Ausreißen der Haare Sprache genug für das ist, was den Frauen widerfährt. In der Folge wendet sich die Befragung hin zu den weiteren Vergewaltigungen durch andere Soldaten in der Oberschule. Die Vertreterin der Anklage fragt die Tochter erneut:

»Q. Did you tell anyone at that time what had just happened to you? A. I never described what happened to me in detail to anyone. If I wanted to say what happened, I said the worst had happened, referring to rape, and from then onwards, throughout my stay in this camp, I never talked to anyone about anything from that event onwards; I kept silent. Q. How did you feel? A. Awful. There are no words in this world that could describe my feelings. It is the worst thing that was happening to me.« (ICT 1253,12-23)

Am Ort, an dem allen das ›Gleiche‹ widerfährt, braucht es keine Worte für das, was einer widerfährt. »The worst thing« reichte der Tochter als Beschreibung, »weil alle, die mit ihr eingesperrt waren, wussten, was sich hinter dem Begriff verbarg« (ZuG 88). Auch auf die erneute Frage, ob sie nach dem Krieg jemals jemandem aus ihrer Familie Details dessen, was ihr geschah, erzählt hätte, antwortet die Tochter mit »Never« (ICT 1246,1). 1995 wird Zeugin 50 von »investigators from the Tribunal« (ICT 1246,3) befragt und gibt ein Statement ab, was während des Kriegs geschehen ist. Die Vertreterin der Anklage fragt die Tochter fünf Jahre später, ob sie sich daran erinnert und ob sie in diesem Zusammenhang Details ihrer Vergewaltigung in Buk Bijela zu Protokoll gegeben habe. Als Zeugin 50 diese Frage verneint, wird sie gefragt, warum sie das nicht getan hätte. Ihre Antwort:

»I don't know. Those words could not leave my mouth.« (ICT 1246,14f.) Als Ermittler_innen aus Den Haag nach Bosnien reisen, um Beweise und Zeug_innen für die Anklage zu finden, schweigt Zeugin 50. Zwar bezeugt sie, was den anderen Frauen in den Klassenzimmern widerfahren ist, über ihre erste Vergewaltigung in Buk Bijela jedoch schweigt sie.⁶⁶ Dabei sagt die Zeugin nicht aus, dass sie das nicht hätte bezeugen können, sondern dass ihr die Worte nicht über die Lippen kamen, »als seien Worte ein eigenes Subjekt, als sprächen sie sich selbst oder verweigerten sich, gesprochen zu werden« (ZuG 89). Erst am 26. März 2000 bricht Zeugin 50 ihr Schweigen darüber, was in Buk Bijela geschah.

Auch Jean Améry, ein Weiterlebender der Shoah, hat zwanzig Jahre über die Schrecken der Shoah geschwiegen. Erst als der große Auschwitz-Prozess 1964 in Frankfurt beginnt, beendet er die »Zeit der Stille«⁶⁷. Die Stille wird auch gebrochen, weil ein gesellschaftlich-politisches Kollektiv dem Opfer ein Forum bietet, gehört zu werden. Im Kreuzverhör mit Zeugin 50 wird nun genau diese »Zeit der Stille« zum Anlass genommen, den ›Wahrheitsgehalt‹ der Zeuginaussage zu bezweifeln. Die Verteidigung fragt die Tochter: »When did you decide to tell the truth?« (ICT 1291,18) Denn offensichtlich bestünde eine Diskrepanz zwischen ihrer Aussage von 1995 und der jetzigen fünf Jahre später. »Die Zeugin weist die Unterstellung zurück und begründet ihr Schweigen überraschend« (ZuG 90):

»A. [...] [T]he things that I added today [...] I just couldn't utter those things at that time. They wouldn't pass my lips. Q. Does that mean that, when you made your statements, there was one truth, and there is a different truth today? A. No. Everything I have said is the truth. Q. When? A. What do you mean, when? Q. When you gave your statements and when you talked to us here today, is everything the truth? A. Everything I said today is the truth. I just passed over certain things before, and today I gave an explanation why I did not say them then.« (ICT 1292,10-24)

Wo die Verteidigung »ein willkürliches Verhältnis zum Geschehen sehen will, ist für die Zeugin einfach nur eine Lücke im Narrativ« (ZuG 90). Für Zeugin 50 gibt es nicht unterschiedliche ›Wahrheiten‹, sondern unterschiedliche Zeiten, an denen die ›Wahrheit‹ sagbar ist bzw. wird. Die Vertreterin der Anklage lässt indes nicht locker und fragt die Tochter erneut, warum sie gerade die Vergewaltigung in Buk Bijela ausgelassen habe, wo sie doch die späteren, ebenso furchtbaren Erfahrungen sexualisierter Gewalt bereits 1995 bezeugt habe:

»Q. [...] Why, then, were you not able to describe this specific event? A. Precisely because it was so specific. Q. And why was that event more specific than all the other events? A. It was my first and most painful experience. All of them are very painful, but that was the first one, the one that made me most frightened. Q. Well, precisely

66 Vgl. Emcke, Willkommen, wo sie die Geschichte des Ehepaars Kheda und Beslan Dovletmurzaevs erzählt, die aus Grosny nach Deutschland geflüchtet sind. Von den Misshandlungen in tschetschenischen Gefängnissen, davon, wie maskierte Männer Beslan wiederholt mit gefüllten Wasserflaschen auf die Nieren geschlagen haben, erzählt Kheda, nicht Beslan. Dieser sitzt still und bleich neben seiner Frau und hört zu. Zu Belans Schweigen vermerkt Emcke: »Vielleicht ist das ein Indiz dafür, dass sie [sc. die Geschichte] wahr ist.«

67 Améry, Jenseits von Schuld, 20.

because it was the first time that something like that had ever happened to you? A. If you can't understand me, let me put it this way. I was ashamed to say.« (ICT 1293,21-25 – 1294,1-7)

Unabhängig davon, wie grauenhaft die folgenden Vergewaltigungen waren, die schmerzlichste Erfahrung sexualisierter Gewalt bleibt für Zeugin 50 diejenige in Buk Bijela. Selbst als sie über die anderen Demütigungen bereits sprechen kann, ist die Scham zu groß, die sich mit der ersten Vergewaltigung verbindet.⁶⁸ Die Tochter braucht fünf Jahre, um den Schrecken in den Klassenzimmern der Oberschule von Foča gegenüber Ermittler_innen des Strafgerichtshofs in Den Haag zu bezeugen. Wie sie ebenso weitere fünf Jahre braucht, um auch über die Erfahrung in Buk Bijela zu sprechen.

Im Hinblick auf die Geschehnisse in Foča ist bezeichnend, dass sie »ihr Schweigen nicht damit [begründet], dass sie die Erfahrungen nicht beschreiben könnte« (ZuG 92), insofern sie ihr Schweigen in allen Aussagen ins Verhältnis zu den Kontexten und Menschen stellt, denen sie das ihr Widerfahrene hätte bezeugen können. Doch die Erfahrung in Buk Bijela bleibt eine Besonderheit, weil sie das Initialmoment des Risses ist, der sie von sich selbst für immer trennt. In diesem Moment zerbricht das Weltvertrauen von Zeugin 50. Auch Améry vergleicht den Bruch des Weltvertrauens beim ersten Schlag mit einem »Sexualakt ohne das Einverständnis eines der Partner«⁶⁹, woraus Emcke folgert:

»Wenn es das Vertrauen ist, das zerbrochen ist mit dem ersten Schlag, der ersten Misshandlung, der ersten Vergewaltigung, dann liegt es auch nicht allein an der verlorenen Würde oder der zu großen Scham, dass Menschen nicht über diese Erlebnisse sprechen. Im Fokus stehen nicht mehr allein die Überlebenden, die (nicht) Zeugnis ablegen können. Sondern im Fokus stehen die, die diese Gewalt zugelassen haben, die verschont wurden von dieser Gewalt.« (ZuG 94)⁷⁰

In einem letzten Schritt fragt darum Emcke in ihrem Zeug_innenschafts-Konzept danach, was es von denen braucht, die verschont blieben. Die Frage der Frau mit den blauen Lippen und Mariams »Schreibst Du das auf?« sind für Emcke nicht nur Ausdruck der Hoffnung, sondern auch des Zweifels, »ob die anderen, die Gemeinschaft, als Adressat des Vertrauens auch taugen« (ZuG 95). Anders gefragt: Wie lässt sich aus Adems nagelneuen Schuhen und dem Umstand, dass Zeugin 50 erst zehn Jahre nach ihrer ersten Vergewaltigung davon zeugen kann, eine Erzählung machen, die verständlich ist, »ohne die Tiefe der Verstörung zu banalisieren« (ZuG 96)? Und: »Wie lässt sich nach dem, was moralisch inakzeptabel war und bleibt, weiterleben, als Geretteter oder als Gesellschaft?« (ZuG 97)

68 Eine kurze instruktive Einführung, inwiefern gerade das Gefühl der Scham Opfern von Gewalt das Sprechen über die Tat erschwert, gar verunmöglicht, bietet Kavemann, Erinnerbarkeit.

69 Améry, Jenseits von Schuld, 56.

70 Vgl. Emcke, Der erste Schuss: »Das Erste, was im Krieg stirbt, ist die Gewissheit.«

2.5. Weil es sagbar ist – und bleiben muss: Das individuell-kollektive »Ja« vor der Frau mit den blauen Lippen

So vielfältig die Perspektiven der Zeug_innen sind, so unterschiedlich sind für Emcke die Gründe und Motive für das »Erzählen trotz allem« (ZuG 97). Ob aus Zorn und Abscheu bezeugt wird, weil Täter_innen ungestraft bleiben. Ob aus Not erzählt wird, »weil die Last der Erlebnisse allein nicht zu tragen ist« (ZuG 97). Ob Menschen aus Achtung ihren Nachgeborenen gegenüber über den Schrecken sprechen, weil sie von ihm mitgezeichnet wurden, obwohl sie ihn selbst nicht erlebt haben. Ob aus Angst ein Zeugnis formuliert wird, damit sich die Geschichte nicht wiederholt. Oder ob aus Hass gesprochen wird, weil sich eine Generation schuldig gemacht hat. All diese Motive und Gründe gehören für Emcke zum Narrativ der Gesellschaft, in der sie den Kern der Zeug_innenschaft erkennt. Während nun den Weiterlebenden eine Rolle, nämlich die des Bezeugens zukommt, so versteht Emcke die Rolle der Verschonten als eine doppelte: die der Zuhörer_innen und die der (Weiter-)Erzählenden.

»In der Rolle der Zuhörenden müssen wir vor allem den überlebenden Zeugen signalisieren, dass sie uns nicht schonen müssen, dass wir uns vorstellen wollen (und müssen), was unvorstellbar grausam war, dass wir bereit sind, sie in ihrer Dopplung wahrzunehmen: als die Person, die sie früher einmal waren, bevor sie aus der Welt gedrängt wurden, und als die Person, zu der sie gemacht wurden durch die Erfahrung von extremer Entrechtung und Gewalt.« (ZuG 98)

Analog den Weiterlebenden, die immer für sich selbst, aber auch für diejenigen zeugen, die den Schrecken extremen Unrechts und von Gewalt bis in den Tod erlitten, so kennt auch das (Weiter-)Erzählen der Verschonten zwei Richtungen und Adressat_innen: »[E]rzählt wird für diejenigen, die es selbst nicht (mehr) können [...]. Und erzählt wird denjenigen, die, ebenso willkürlich, ungeprügelt blieben, den Außenstehenden, Nachgeborenen [...] – für die es keine Unschuld des Nicht-Wissens geben kann [...].« (ZuG 98f.)⁷¹ In der Sprache, so ist Emcke überzeugt, lässt sich eine »Gegen-Strategie« (ZuG 99) erkennen, die einerseits Opfer aus ihrer verbaliter stumm gemachten Subjektivität holt. Und andererseits wird darin anerkannt, dass der Bruch des Weltvertrauens durch den ersten Schlag »ein gemeinsames Problem einer moralischen Gemeinschaft« (ZuG 99) ist. Das gemeinsame Ethos des Erzählens versteht Emcke denn allem voran als ein »Erzählen der Diskontinuität« (ZuG 99). »Über das Sagbare und die Möglichkeit des Erzählens trotz allem nachzudenken bedeutet demnach nicht, die Tiefe der Verstörung durch Gewalt und Entrechtung zu relativieren [...].« (ZuG 99f.) Aber es bedeutet, die Tiefe der Verstörung durch Gewalt und Entrechtung sprachlich zu bezeugen und damit fassbar zu machen.⁷²

⁷¹ Hervorhebung MK.

⁷² Zu den praktischen, gesellschaftlichen Folgen dieses Fassbar- und damit Wahrhaftigmachens vgl. CdH 207–218, wo Emcke die Foucault'sche *Parrhesia*, das Wahrsprechen, erörtert und dafür votiert, dass diese *Parrhesia* immer auch den Glauben an das Ausgesprochene einschließt. Dieser Glaube kann sich für Emcke nur praktisch bewähren und kennt nicht notwendigerweise nur eine Richtung oder eine_n Adressatin_Adressaten (vgl. dazu auch Illouz, Israel, 7f.). *Parrhesia* ist folglich als Aussage nicht nur wahr, sondern hat auch wahrhaftig zu sein (vgl. a.a.O., 207). Vgl. dazu, aus theologischer Perspektive, auch Frettlöh/Krebs, Rede also.

Denn: »Das Unpräzise schützt jene, die das Schreckliche nicht denken wollen.« (ZuG 103) Die Sprache des Zeugnisses trifft die Unbetroffenen erst durch Präzision, weil sie sich andernfalls von den strukturellen Problemen hinter Unrecht und Gewalt lossagen können.⁷³ Emckes Zeug_innenschafts-Verständnis vom Ethos des Erzählens als ein Erzählen der Diskontinuität zeigt sich in mindestens drei Aspekten: Solche Erzählungen sind *unfertig, beweglich* und *zeitoffen*. Und: Die Sprache des Zeugnisses, die sich an extremen Situationen entzündet, findet sich auch und gerade in den alltäglichen Situationen der nur angeblich Unbetroffenen.⁷⁴

Die Sprache der Zeug_innenschaft ist *unfertig*, weil das Erzählen »die Verstörungen nicht objektivieren oder normalisieren will« (ZuG 107). Darüber zu entscheiden, was eine gelungene, angemessene Beschreibung des Schreckens ist, ist nicht Aufgabe der Unverschonten. Als Unbetroffene steht es ihnen nicht zu, darüber zu urteilen, inwiefern ein Zeugnis des Widerfahrnisses extremen Unrechts und von Gewalt sprachlichen Standards zu entsprechen hat. Einen Kriegsbericht darauf zu reduzieren, wie, wo und weshalb ein Opfer gefoltert wurde, dabei aber die spezifisch narrativen Formen zu missachten, die die davon betroffene Person selbst dafür wählt, etwa die nagelneuen Schuhe Adems, verkennt den Sinn und den Wert eines Zeugnisses. Für die Zuhörer_innen mögen viele Zeugnisse erst einmal wirr, sprung- und lückenhaft sein. Und sie werden es in vielen Fällen auch bleiben. Aber das Ethos des Erzählens meint, dass es in der Verantwortung der sekundären Zeug_innen liegt, zum einen diese narrativen Erschütterungen hörbar zu machen, sie also gerade nicht zu üb-ersetzen, sondern erst einmal als elementaren, gar konstitutiven Teil der Sprache der Zeug_innen zu verstehen und zu würdigen. Und zum anderen meint das Ethos des Erzählens, diese narrativen Erschütterungen – sofern möglich – in einem zweiten Schritt verstehbar zu machen.⁷⁵ Dass Emcke Zeug_innenschaft als moralisch-hermeneutische Aufgabe versteht, zeigt sich in dieser unumkehrbaren Reihenfolge der Wiedergabe des Zeugnisses: Das Zeugnis in der Form wiederzugeben, wie es sich sprachlich und schweigend artikuliert, versteht Emcke als *moralische* Aufgabe an die Hörer_innen.⁷⁶ Erst danach tritt die *hermeneutische* hinzu, werden die Hörer_innen zu sekundären Zeug_innen, insofern sie den nagelneuen Schuhen gleichsam auf die Beine helfen, sie nämlich als narrative Erschütterung deuten und so

73 Vgl. Emcke, Journal, 189: »Was stimmt mit denen nicht, die das Leid anderer allein danach taxieren, ob sich daraus eigenes Leid ergibt, als ob es *als* Leid anderer keinerlei, wirklich keinerlei Rolle mehr spielt?«

74 Das ist der Grund, warum ich im Folgenden kleine Miniaturen von drei anderen Werken Emckes biete.

75 Verstehbare Sprache meint bei Emcke in der Regel auch *verständliche* Sprache, weil sie andernfalls zur Exklusion derjenigen führt, welche die bezeugte Erfahrung nicht teilen. Vgl. Emcke, Herausforderung, insbes. 171f. »Es reicht nicht, Mechanismen der Exklusion nur zu markieren, sie müssen ausbuchstabiert werden in konkrete Erfahrungen, sie müssen *übersetzt* werden in Bilder und Worte, die anschlussfähig sind für diejenigen, die diese Erfahrungen nie gemacht haben.« (A.a.O., 176.) Das ist der Grund, warum sich Emckes Zeug_innenschafts-Verständnis nicht ohne die konkreten Geschichten dahinter verstehen lässt, die Darstellung und Interpretation ihrer Position darum in dieser Studie quantitativ ausführlicher behandelt werden.

76 Vgl. Widmann/Honke, Prosthetic Witnesses, 114f.

bezeugen, wofür sie stehen und wovon sie möglicherweise zeugen. Unfertig ist das Zeugnis, weil das Erzählen für Betroffene »notgedrungen subjektiv [ist, MK] [...], weil sich nur so eine Erfahrung vermitteln lässt, die von allen anderen Erfahrungen entkoppelt zu sein scheint, die die, die ihr unterworfen waren, aus der Welt fallen ließ« (ZuG 107). Unfertige Zeugnisse sind damit gerade detailreiche Zeugnisse. Denn sie eliminieren nicht, was den Adressat_innen zuwiderläuft, was ihrer eigenen sprachlichen und narrativen Logik widersprechen könnte. Zeugnisse sind sogenannte dichte Beschreibungen.⁷⁷

Für dichte Beschreibungen votiert Emcke in ihrem Buch *Ja heißt ja und ... – ihrer monologisch verfassten Reaktion auf die »MeToo«-Debatte: »Um über sexuelle Belästigung, Missbrauch oder Übergriffe sprechen zu können, braucht es dichte Beschreibungen.« (JhJ 42)⁷⁸ Die Begegnlichkeit geht auf Clifford Geertz zurück, der im Rekurs auf Gilbert Ryle dichte Beschreibungen am Beispiel von drei Jungen anschaulich macht, die vordergründig dasselbe tun:⁷⁹ Sie bewegen das Lid des rechten Auges schnell auf- und abwärts, d.h., sie blinzeln. Beim ersten Jungen ist das Bewegen des Augenlids ein unfreiwilliges Zucken, beim zweiten ein Zwinkern gegenüber einer anderen Person und der dritte Junge ahmt die Bewegung des ersten Jungen auf eine ihn lächerlich machende Art und Weise nach. Eine dünne Beschreibung bezieht sich nur auf die Handlung. »Die dichte Beschreibung dagegen bezieht die Absicht, den sozialen Kontext, die kulturellen Codes mit ein und deutet sie in diesem Sinnzusammenhang.« (JhJ 42)*

Emcke weist nach, dass sich im Kontext der #metoo-Bewegung dünne und dichte Beschreibungen kreuzen. Während nämlich die Opfer dichte Beschreibungen liefern, insofern sie in ihrem Zeugnis von sexueller Belästigung, Missbrauch und Übergriffen eine konkrete Erfahrung teilen, die an einem spezifischen Ort und in einem explizit benannten Kontext stattgefunden hat, reagieren Kritiker_innen oftmals mit dünnen Beschreibungen: »Das sei doch ›lächerlich‹, das ›Grabschen‹ sei harmlos, es sei unmöglich zu ›flirten‹, wenn man nicht mehr ›grapschen‹ dürfe. Die ganze Debatte führe zu einer ›lustfeindlichen‹ Kultur. Dabei wird das neutrale Grabschen (das Zucken des Augenlids) gegen ein ganz bestimmtes übergriffiges Anfassen (das spöttische Blinzeln) angeführt.« (JhJ 44) Auch in diesem Kontext schützen sich folglich diejenigen mit dem Unpräzisen, d.h. mit dünnen Beschreibungen, die das Schreckliche nicht denken, nicht wahrhaben wollen.

Dahinter verbirgt sich für Emcke aber noch ein weiteres Problem, das erklärt, warum sie in ihrem Zeug_innenschafts-Verständnis darauf beharrt, dass das Unsagbare nur *gemeinsam* überschritten werden kann. Sie moniert, dass der öffentliche Diskurs immer wieder unterstellt, jemand müsse der betroffenen Gruppe angehören, die Erfahrung der Betroffenen teilen, um sie verstehen und sich dazu äußern zu können. »Ist das so? Kann über soziale Verletzungen, über rassistische Diskriminierung, über sexuellen Missbrauch, über Gewalt nur sprechen, wer es selbst erlebt hat?« (JhJ 50) Die Position unterstellt, die »Erfahrungen anderer seien nicht nachvollziehbar oder verstehtbar« (JhJ 51). Emcke gesteht ein, dass es natürlich für diejenigen, die unbetroffen sind, leichter

⁷⁷ Vgl. auch Emcke, Raus bist du.

⁷⁸ So auch Hackenschmied/Keupp/Straus, Wissenschaftliche Rekonstruktion, 168f.

⁷⁹ Vgl. Geertz, Dichte Beschreibung, 10–12.

ist zu denken, es gebe keine sozialen Verletzungen, keine rassistische Diskriminierung, keinen sexuellen Missbrauch, keine Gewalt, weil sie nicht zum eigenen Alltag gehören. Doch das bedeutet nicht, dass sich die Phänomene deswegen nicht nachvollziehen und verstehen lassen: »Das lässt sich abstrakt verstehen, als Struktur und Mechanik der Exklusion, aber es lässt sich auch konkret verstehen, wenn jemand einem davon erzählt.« (JhJ 52) Auch in *Ja heißt ja und ...* votiert Emcke dafür, dass sich das Unverständliche im Modus des Erzählens überwinden lässt – auch und gerade, wenn Menschen selbst davon nicht betroffen sind. Das Unfertige, so hält sie auch hier fest, kann »immer auch als Angebot zum gemeinsamen Nachdenken verstanden werden« (JhJ 29).

Die Sprache der Zeug_innenschaft ist *beweglich*, weil »die Erzählung an den kleinen widerständigen Momenten anknüpft« (ZuG 105). Indem sekundäre Zeug_innen auf die Techniken verweisen, die der vollständigen Versehrung des Vertrauens in Andere und in die bekannte Welt sowie der Versehrung der erzählenden Person entgegenwirken, zeigen sie auf, dass sich im Erzählen der Diskontinuität *trotz allem* »Kontinuität zu dem früheren Leben herstellen lässt« (ZuG 105). Die Sprache der Zeug_innenschaft äussert sich in Rhythmen, die Struktur in der Willkür entdecken lassen. Sie macht Gewohnheiten und Rituale hörbar, die aufgrund der Wiederholung Stabilität schenken. Die Sprache verweist auf Gegenstände, welche an die verlorene Welt erinnern. Und die Sprache des Erzählens trotz allem erinnert schließlich auch an Ausbrüche der Gegen-Gewalt und der Sexualität. Diese Sprache funktioniert, indem sie sich der Logik der Kontinuität widersetzt. Sie kann denn auch nur gelingen, wenn sie »mit keinem naiven Anspruch auf Vollständigkeit oder Einstimmigkeit einhergeht« (ZuG 105). Ob die Sprache damit letztlich dazu beiträgt, dass erzählte Erfahrungen »sich verdichten und [...] stimmiger werden« oder aber sie »sich verzetteln und [...] brüchiger werden« (ZuG 105), ist für Emcke nicht entscheidend. Mehr noch: Es ist gerade das Signum der beweglichen Sprache der Zeug_innenschaft, dass sie die Diskrepanz als Diskrepanz hör-, sicht- und verstehbar macht. Eine bewegliche Sprache meint, dass die Schwellen des Unsagbaren benannt und gleichzeitig sprachlich überwunden werden, wenngleich die Schwelle als solche unüberwindbar bleibt. Nur in der Sprache, die sich bewegt und die von ihr Betroffenen bewegt, wird das Unsagbare sagbar. Die bewegliche Sprache ist eine suchende Sprache – mit dem Fremden und sich selbst.

Von dieser beweglichen Sprache zeugt das autobiografische Buch Emckes *Wie wir begehren*. In ihm erzählt Emcke von der in ihrer Jugend einsetzenden Suche nach sich selbst, weil sie in einer Welt aufwächst, in der sich ihr Anderssein nicht artikulieren darf und kann. Ihre eigene Biografie versteht sie denn als Versuch, den Bruch im eigenen biografischen Narrativ zu verstehen, weil ihr lesbisches Begehr von der geforderten cis-heterosexuellen Norm abweicht: »Das Eigene beginnt mit einem Nein. Mit einer Verweigerung, dem Gefühl, etwas anderes zu wollen als das, was gewollt wird. [...] Aber in diesem ersten Nein schält sich das Eigene heraus. [...] Das Nein, diese Bruchstelle, ist nur der Beginn hin zu etwas.« (Wwb 126f.) In immer wieder neuen Anläufen lotet sie Orte der Diskontinuität in der eigenen Biografie aus, um bezeugen zu können, wie ein Mensch, der gerade nicht in der gesellschaftlichen geforderten Kontinuität lebt, darin das Glück und die eigene Sprache des Begehrrens findet. Emcke moniert, dass das Ent-

decken des eigenen Begehrens ein einziger Vorgang ist. »Es reduziert das Begehen auf so etwas wie die Initiation zur Sexualität – und endet dort. Die so verstandene Sexualität ändert sich nicht, sie bleibt, sie prägt, sie formt vorgeblich klar konturierte Wesen.« (Wwb 46) Die Entdeckung der eigenen Lust würde sodann meist in der Pubertät verortet. Und: »[I]mmer sind es lineare Erzählungen, aus denen ein einzelnes Begehen hervorgeht [...].« (Wwb 46)

Emcke hingegen votiert gerade auch in der Entdeckung des eigenen Begehrens für die Diskontinuität, die Modulation: In der Harmonielehre wird der Übergang von einer Tonart in die andere Modulation genannt. Überleitende Schritte, einzelne Töne oder Akkorde weisen auf einen Wechsel hin. Die eigentliche Modulation aber besteht darin, dass die Bedeutung eines einzelnen Akkordes in der Weise ambivalent ist, als er zu beiden Tonarten gehören kann. »Aus heutiger Sicht muss ich damals [sc. als Jugendliche] wie eine sich lang andeutende Modulation geklungen haben [...]. Vielleicht eroberte ich mir so Räume, vielleicht nahm ich mir die Freiheit, abzuweichen von dem Erwarteten, probierte andere Formen, andere Sprachen aus, Varianten von der Norm [...].« (Wwb 210) Und Emcke fragt sich: »[W]arum sind die Klangfarben, die Tonarten der Lust als so statisch, abgegrenzt, einseitig gedacht, warum sind die Modulationen verschwunden aus dem Denken über das Begehren?« (Wwb 211) Emcke widersetzt sich damit dem naiven Anspruch auf Vollständigkeit und Einstimmigkeit – auch im eigenen Lebensnarrativ.

Ihr biografisches Zeugnis ist Zeugnis für eine bewegliche Sprache. Und so erstaunt es kaum, dass auch dieses Zeugnis sich immer wieder mit der Frage auseinandersetzt, was ihre Zeug_innenschaft für andere bedeutet: »[E]s gibt [...] Menschen, [...] für die mein Schweigen oder Reden einen Unterschied ausmachen kann: diejenigen, die ebenso lieben wie ich, diejenigen, die etwas anderes begehren, die, die für ihre Lust keine Sprache finden und oftmals auch kein Leben. Was bedeutet es, [...] wenn nun ausgerechnet ich über dieses Begehren und Leben schweige, was bedeutet es für diese Menschen, wenn ich mich den Normen anpasse, die sie unterdrücken.« (Wwb 139f.) Auch in diesem Kontext schützen sich folglich diejenigen mit dem Unpräzisen, die das, was von der Norm abweicht, nicht denken, nicht wahrhaben wollen: »Das ist die strukturelle Schwäche eines jeden Tabus, dass es das, was es verbietet, nicht genau benennen kann oder darf, denn auch das wäre schon ein Durchbrechen des Tabus.« (Wwb 140) Die bewegliche Sprache des Zeugnisses widersetzt sich solchen Tabus, indem sie nach dem Präzisen in dem fragt, was in Diskontinuität zur gesellschaftlich gelebten (und angeblichen) Kontinuität steht.

Und die Sprache des Zeugnisses ist *zeitaffen*, weil »sich erst im Gespräch mit anderen die Kontinuität der eigenen Identität beweisen muss« (ZuG 109). Insofern Emckes Zeug_innenschafts-Verständnis immer schon am Ort der sekundären Zeug_innenschaft ansetzt, sie das Phänomen der Zeug_innenschaft nicht ohne ihre Adressat_innen denken kann und will, ist es auch immer »unsere Identität, die der [...] Verschonten, der nächsten Generation, [...] die wir die Geschichten der Täter und Opfer, auch die unerzählten, geerbt haben, die sich in einem solchen Gespräch erst beweisen muss« (ZuG 110).⁸⁰ Das dritte Signum der Zeug_innenschafts-Sprache Emckes zielt auf die kollektiv politische Sprengkraft von Zeugnissen. Denn wer Menschen als Individuelle *und* als Gesellschaft sein wol-

80 Vgl. dazu auch Emcke, Heimat, 165.

len, »wer wir sein können, zeigt sich auch darin, ob wir eine solche [...] zeitoffene Erzählung ermöglichen« (ZuG 110).⁸¹ Diese Sprache des Zeugnisses sucht nach einem dialogischen Wir, das nicht nur trotz, sondern gerade wegen der Schwellen des Versteh- und Sagbaren gesucht werden soll.⁸² »Darin liegt der Horizont des Versprechens des ›Ja‹.« (ZuG 110) Emcke ist davon überzeugt, dass »jede Generation wieder neu vor einer Frau mit blauen Lippen stehen wird, die fragt: ›Und Sie können dies beschreiben?‹« (ZuG 110). Es liegt darum in der Verantwortung jeder Generation, eine Sprache zu finden, die diese Frage mit »Ja« beantworten kann.

Als Ausdruck einer zeitoffenen Sprache lässt sich Emckes Buch *Gegen den Hass* verstehen. *Gegen den Hass* ist ein appellatives Plädoyer für ein dialogisches Wir, das nicht nur trotz, sondern gerade auch wegen politischer, religiöser und kultureller Konflikte immer wieder gesucht – und auch gefunden werden soll und kann.⁸³ Im Buch, das unter dem Derrida'schen Motto »Wenn auch jede Gerechtigkeit mit dem Sprechen beginnt, so ist doch nicht jedes Sprechen gerecht«⁸⁴ steht, hält Emcke gleich zu Beginn pointiert fest: »Gehasst wird ungenau. Präzise lässt sich nicht gut hassen. Mit der Präzision käme die Zartheit, das genaue Hinsehen oder Hinhören, mit der Präzision käme jene Differenzierung, die die einzelne Person mit all ihren vielfältigen, widersprüchlichen Eigenschaften und Neigungen als menschliches Wesen erkennt.« (GdH 12)

Dass der Hass, der sich über Menschen entlädt, weil sie aus unterschiedlichsten Gründen von der Norm abweichen, in den letzten Jahren wieder zunimmt, führt Emcke auch auf eine »janusköpfige[] Toleranz« (GdH 14) zurück:⁸⁵ eine Toleranz also, die gleichsam eine Grenze hat und wofür die Tolerierten auch noch dankbar sein sollten. »Es gab in den letzten Jahren auch ein zunehmend artikuliertes Unbehagen, ob es nicht doch langsam etwas zu viel sei mit der Toleranz, ob diejenigen, die anders glauben oder anders aussehen oder anders lieben, nicht langsam auch mal zufrieden sein könnten.« (GdH 13) Dem Hass lässt sich denn gemäß Emcke nur begegnen, »indem man seine Einladung, sich ihm anzuverwandeln, ausschlägt« (GdH 17). In der Folge geht sie Kleinigkeiten nach, »die den Unterschied ausmachen können und die den sozialen oder diskursiven Raum für diejenigen öffnen, die aus ihm vertrieben werden sollen« (GdH 20). In der Tat votiert Emcke auch hier für eine zeitoffene Sprache, insofern sie »eine Kultur des aufgeklärten Zweifels und der Ironie« befürwortet, denn das seien »Genres des Denkens, die den rigoristischen Fanatikern und rassistischen Dogmatikern zuwider sind« (GdH 191).

Nun kritisiert Emcke aber nicht nur diejenige, die selbst hassen, sondern die janusköpfige Toleranz führt dazu, dass ein wesentliches Problem des gesellschaftlichen Hassens darin besteht, dass viele Menschen nicht selbst hassen, sondern hassen lassen. »Der Hass könnte niemals solche Wirkung entfalten, [...] gäbe es nicht die klammheimliche

⁸¹ Vgl. Emcke, Journal, 11.

⁸² Vgl. Emcke, Wir.

⁸³ Vgl. für das Folgende auch Käser, Gegen den Hass, 490f.499.

⁸⁴ GdH 7, ohne Quellenangabe.

⁸⁵ Vgl. auch Emcke, Liberaler Rassismus, 140f.

Duldung derer, die vielleicht nicht die Mittel von Gewalt und Einschüchterung gutheißen, aber doch das Objekt, an dem sich der Hass entlädt, missachten.« (GdH 75) Wie in *Ja heißt ja und ...* hängt auch hier das Unvermögen, verstehen zu wollen, damit zusammen, sich als nicht direkt Betroffene meinen aus der Verantwortung ziehen zu können: »Wer der Norm entspricht, dem oder der fällt oft nicht auf, wie sie andere ausgrenzt oder degradiert. Wer der Norm entspricht, kann sich oft ihre Wirkung nicht vorstellen, weil die eigene Akzeptanz als selbstverständlich angenommen wird.« (GdH 97) Auch 2016 – in diesem Jahr erschien *Gegen den Hass* –, siebzehn Jahre also, nachdem sie aus dem Krieg in Albanien und im Kosovo zurückgekehrt ist, hält Emcke daran fest, dass Menschen, obwohl sie möglicherweise täglich Zeug_innen des Hasses werden, diese Erfahrung nicht »in einen für sie anschaulichen Zusammenhang bringen können« (VdK 13), weil sie das Phänomen von den real existierenden Menschen dahinter abstrahieren. Und so hält Emcke auch hier daran fest, dass Verstehen nur möglich ist, wo Unbetroffene zuhören. Denn in einer Demokratie heißt zuhören »ja nicht: allem zuzustimmen, was da zu hören ist. Es bedeutet lediglich, verstehen zu wollen, woher der oder die andere kommt und welcher Blickwinkel eine andere Perspektive erzeugt. Wer wir als Gesellschaft sein wollen, wird sich auch darin zeigen, ob und wie eine solche zeitoffene, vielstimmige Erzählung gelingt« (GdH 203f., Hervorhebung MK). Kurzum: Zu den »dissidenten Strategien gegen Exklusion und Hass« (GdH 217) zählt eine zeitoffene Sprache.

Nur eine Zeugnis-Sprache, die unfertig, beweglich und zeitoffen ist, vermag Emckes Anspruch zu entsprechen, dass Zeug_innenschaft Gerechtigkeit (wieder-)herstellt. In dieser Sprache der Diskontinuität, die nie zu ihrem Ende kommt, weil sie sich gleichsam immer wieder selbst ins Wort fällt, widerfährt Opfern extremen Unrechts und von Gewalt Recht. In dieser Sprache sind sie mehr als Opfer, weil die narrativen Brüche in Kontinuität zu der Welt stehen, die sie verloren haben, und weil die narrativen Risse auf das Menschsein verweisen, das ihnen genommen wurde. Die Sprache des Zeugnisses beeinflusst damit immer auch die Weltsicht aller Menschen. Wenn aber die Welt noch immer ein Ort ist, an dem Menschen Opfer von sexualisierter Gewalt, Krieg und Terror werden, und die Welt ein Raum ist, in dem Menschen ignoriert, ausgestoßen und missachtet werden, besteht dann nicht eine »Wechselbeziehung zwischen Sprache und politischer Unmenschlichkeit«⁸⁶? Kübra Gümüşay würde sagen: Ja, weil nicht alle Menschen in der Sprache, die sie sprechen, sein können. Nicht etwa, weil sie die Sprache nicht ausreichend beherrschen würden, »sondern weil die Sprache nicht ausreicht«⁸⁷.

⁸⁶ Steiner, Sprache, 155.

⁸⁷ SuS 45.